

einsteins

das eichstättler magazin

nr. 5 / 1995

ISO Norm – nur ein Etikettenschwindel?

Handwerk – mit Hammer und Feile aus der Krise

Pampastraße – Warten auf die Marktlücke

**Wirtschaft
der Region**



Alleine gut, gemeinsam noch stärker

Wir machen aus
Mac und **DOS**
Freunde fürs Leben

Ettinger Straße 67
85057 Ingolstadt
Telefon 0841 / 48 22 22
Telefax 0841 / 48 21 11

- Computer & Zubehör ◀
- Software ◀
- Systemlösungen ◀
- Netzwerke ◀
- Peripherie ◀
- Apple-Point ◀
- Beratung ◀
- Schulung ◀
- Installation ◀
- Service ◀
- Telefon & Telefax ◀

Typographie & Reproduktion

Service & Support

VEIT ROST

Marketing-Strategie & Service

Redaktion & Typographie

Werbeagentur

Ausbildungs-Center

BALDESTASSE 1
85055 INGOLSTADT
Telefon 08 41/5 13 13
Telefax 08 41/5 89 25
Modem 08 41/5 13 32
ISDN 08 41/95 2130



Editorial

Lange Zeit stand der Wirtschaftsjournalismus im Kreuzfeuer der Kritik. Einerseits hat man ihm einseitige Orientierung an den Interessen der Wirtschaftstreibenden, der Produzenten, Investoren und Händler, vorgeworfen. Andererseits wurde die Vermittlungsqualität bemängelt, das Festhalten am Fachjargon, die Nähe zur Expertenkommunikation.

Diese Kritik ist nicht ohne Wirkung geblieben: Auch Wirtschaftsseiten und Wirtschaftssendungen sind in den letzten Jahren leser-, hörer- und zuschauerfreundlicher geworden. In immer mehr Medien geht der Trend weg von nüchternen Bilanz- und Börsenberichten hin zu Infotainment und Servotainment. Auch dieser Trend hat freilich seine Tücken. Um es metaphorisch auszudrücken: Genußmittel ohne Nährwert nützen genauso wenig wie Nahrungsmittel, die ungenießbar sind. Es kommt eben immer auf die richtige Mischung an.

Die vorliegende Ausgabe von einsteins wirft Schlaglichter auf die Situation von Handwerk und Handel, Land- und Automobilwirtschaft, Arbeitsmarkt und Unternehmensplanung. Und – wie immer – gilt die journalistische Neugier dabei der Region, in der unser Magazin erscheint. Die Autoren haben versucht, Produktion, Handel und Konsum gleichermaßen ins Visier zu nehmen.

Besonders wichtig ist die Beschäftigung mit den Schnittstellen von Wirtschaft und Politik auf der einen und Ökonomie und Ökologie auf der anderen Seite. Ein Journalistik-Studiengang, der einen neuen Studenschwerpunkt „Wirtschaft und Soziales“ vorbereitet, muß gerade den Vernetzungen Aufmerksamkeit schenken.

Apropos Kritik: Das Redaktionsteam kann zwar jedes Lob vertragen. Aber dankbar ist es den Lesern vor allem für kritische Rückmeldungen.

Walter Hömberg

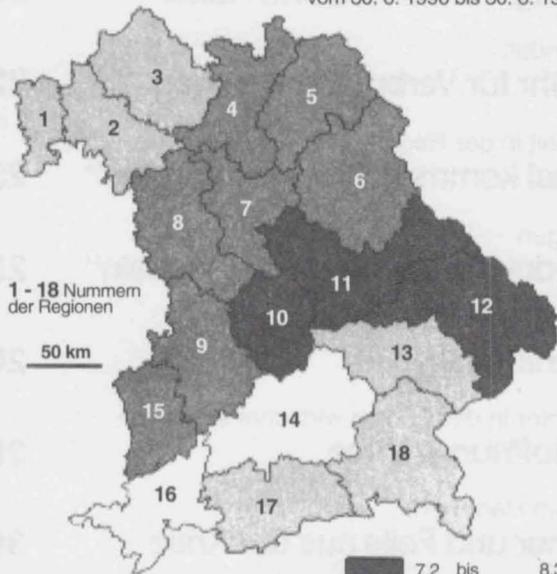
Wirtschaftsdaten der Region 10	
Wachstumsraum mit vielen Möglichkeiten	4
Unternehmenspolitik bei Hipp	
Nach jeder siebten Karotte eine Zwiebel	6
Energieversorger Landwirtschaft	
Raps: Pflanze mit Zukunft	8
Biobauern setzen auf Selbstvermarktung	
Kontrolliert und dennoch frei	9
Kommentar	
Milchmix-Misere	11
Qualitätssicherung nach den ISO Normen 9000	
Effizienter arbeiten, Fehler verhindern, Gewinne steigern	12
Kommentar	
ISO Norm – nur ein Etikettenschwindel?	15
Wirtschaftspolitik in Eichstätt	
Auswärtige Investoren nicht um jeden Preis	16
Kommentar	
Sponsoren-Kultur	17
Pampastraße statt Schweinemast	
Warten auf die Marktlücke	18
Beratung statt Niedrigpreise	
Kundenfang mit Service und Kultur	20
Recht für Kunden	
Offenes Ohr für Verbrauchersorgen	22
Arbeitslosigkeit in der Region	
„Manchmal komme ich mir nutzlos vor“	23
Neugründungen	
„Der Standort könnte nicht besser sein“	25
Interview bei Audi	
Der Schlankmacher	26
Wie die Politiker in der Region wirtschaften wollen	
Glaube, Hoffnung, Liebe	28
Arbeitsplatz im Handwerk	
Mit Hammer und Feile aus der Krise	30
Neue Wege in der Gastronomie	
Mit Messer und Gabel was erleben	32
Impressum	34

Wirtschaftsraum Ingolstadt – Wachstumsregion mit vielen Möglichkeiten

Zur „Arbeitsmarktregion 10“ gehören neben Ingolstadt die Landkreise Eichstätt, Neuburg-Schrobenhausen und Pfaffenhofen an der Ilm. Diese Region hat nach München die zweithöchste Wirtschaftskraft in Bayern.

Beschäftigtenentwicklung

Zunahme der sozialversicherungspflichtig beschäftigten Arbeitnehmer insgesamt *) in Prozent in den Regionen vom 30. 6. 1990 bis 30. 6. 1992



Landesdurchschnitt 5,4
Region 10 7,4

*) Ohne Beschäftigte in der Land- und Forstwirtschaft und ohne Beschäftigte, bei denen Angaben zum Wirtschaftszweig fehlen

Quelle: Bayerische Staatsregierung, 12. Raumordnungsbericht

Arbeitslose

Im Arbeitsamtsbezirk Ingolstadt lag im Januar 1995 mit 15 314 Arbeitslosen die Arbeitslosenquote bei 9,0 Prozent und somit knapp über dem Durchschnitt Südbayerns (7,7 Prozent). Die niedrigste Quote verzeichnete Donauwörth mit 3,7 Prozent, in Passau lag die Arbeitslosenquote mit 13,0 Prozent bayernweit am höchsten.

Quelle: Bundesanstalt für Arbeit

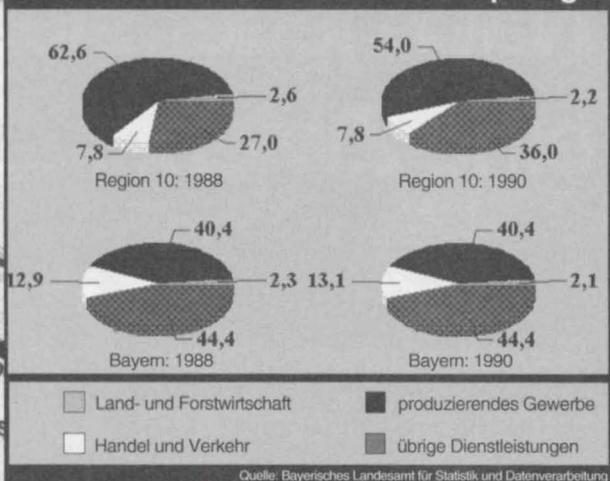
Dominierende Branchen

Anteile an den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten

Stahl-, Maschinen-, Fahrzeugbau	27,6 %
Elektrotechnik, Feinmechanik und Optik; Herstellung von EBM-Waren, Musikinstrumenten, Sportgeräten, Spiel- und Schmuckwaren	4,5 %
Nahrungs- und Genußmittelgewerbe	3,9 %
Holz-, Papier- und Druckgewerbe	3,2 %
Gewinnung und Verarbeitung von Steinen und Erden, Feinkeramik und Glasgewerbe	3,0 %

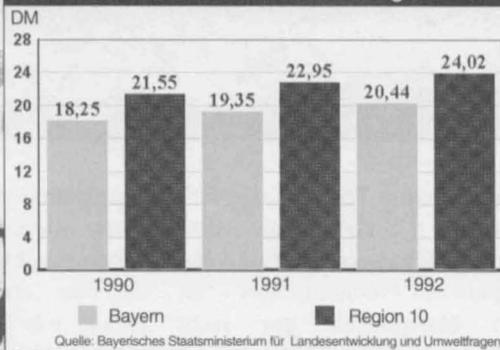
Quelle: Bayerische Staatsregierung, Wirtschaftsstrukturbericht 1993

Anteile an der Bruttowertschöpfung



Bruttostundenlöhne

Verarbeitendes Gewerbe und Bergbau



Perspektiven

Die Wirtschaftsregion Ingolstadt zählt zu den leistungsfähigsten Teilräumen Bayerns. Nach der gegenwärtigen Rezession erwarten Experten schon für 1995 einen Anstieg sowie Qualitätsverbesserung der Arbeitsplätze. Auch in Zukunft kommt dabei der Kfz-Industrie sowie der Mineralölverarbeitung eine wichtige Bedeutung zu. Das Wachstum wird wegen der bereits erreichten hohen Wirtschaftskraft aber tendenziell unterhalb des bayerischen Durchschnitts liegen.

Quelle: Bayerische Staatsregierung, Wirtschaftsstrukturbericht 1993

Nach jeder siebten Karotte eine Zwiebel

Der Pfaffenhofener Babykosthersteller Hipp, seit über 30 Jahren weltweit größter Verarbeiter biologischer Rohstoffe, setzt auf ökologischen Landbau



Rindfleisch in Tomaten, Gartengemüse mit Vollkornreis, dazu reinen Traubensaft und zum Abschluß ein Früchtetdessert – für ein Mittagessen gar nicht schlecht, auf alle Fälle aber gesund. Denn das Rindfleisch, so wird garantiert, ist nicht von wahnsinnigen Tieren, und Früchte und Gemüse stammen aus dem Bio-Anbau. Dieses Menü ist nämlich aus vier von hundertdreißig Hipp-Produkten zusammengesetzt, die Babys täglich Brot sein können.

Bio – kann man dieser aus dem Griechischen stammenden Vorsilbe auf den Babygläschen überhaupt vertrauen? Spätestens nach dem Schlecker-Skandal vom April 1994 melden besorgte Eltern Zweifel an der Reinheit der Babykost an. Die

Drogeriemarktkette Schlecker hatte Produkte eines spanischen Herstellers im Sortiment, die über deutsche Normwerte hinaus mit Schadstoffen belastet waren.

Bis Oktober 1993 ist Schlecker größter Abnehmer von Hipp-Babykost gewesen. Aus Kostengründen – Hipp war für den Discounter zu teuer – wurde der Vertrag mit den Pfaffenhofenern gekündigt. Und das, obwohl laut Umfrage der Zeitschrift „Eltern“ 96 Prozent der befragten Mütter nur Bio-Nahrung für ihre Kleinen kaufen wollen. Für Hipp bedeutete der Ausstieg des Drogeriekonzerns einen Riesenverlust: 20 Prozent des Umsatzes wurden bis dahin über Schlecker gemacht. Neue große Handelspartner wie Rewe

**Stets gleichbleibende Spitzenqualität im Einklang mit der Natur zu produzieren ist die Unternehmensphilosophie von Hipp. Mit ökologischem Landbau sollen in der Branche Akzente gesetzt werden.
Foto: Hipp**

und Edeka konnten gewonnen werden – trotzdem mußte die Firmenleitung Konsequenzen ziehen. Insgesamt 300 Mitarbeiter wurden entlassen, zumal zum gleichen Zeitpunkt eine neue Abfüllanlage in Betrieb genommen wurde, die Arbeitskräfte einspart.

Die Zeiten scheinen nicht gerade rosig für die Hipp KG. Einen großen Pluspunkt der Firma sieht jedoch Roland Erbacher, Marketing-Leiter des Babykostherstellers, in der Treue zur Marke. „Die Eltern geben gerne zehn bis zwanzig Pfennig mehr pro Gläschen aus, wenn sie dafür einwandfreie Produkte bekommen.“ Da müßte doch eigentlich der Skandal um die verseuchte spanische Babynahrung zur Umsatzsteigerung beigetragen haben? „Nein, wir haben davon nicht profitiert, es haben sich finanziell keine Auswirkungen gezeigt. Im Gegenteil hat sich das Ganze eher negativ auf die gesamte Branche nie-

dergeschlagen, weil viel Vertrauen zerstört worden ist.“

Für die Hipp-Firmenleitung Anlaß dazu, die internen Ansprüche hochzuschrauben. Für alle pflanzlichen Produkte gilt: Wenn Bio draufsteht, ist auch hundert Prozent Bio drin. Und um das zu erreichen, fängt die Kontrolle schon bei der Beschaffenheit des Bodens, auf dem Hipp-Pflanzen angebaut werden sollen, an. Chemiker des eigenen Labors nehmen Bodenproben und untersuchen sie auf Schwermetalle und Rückstände von Pflanzenschutzmitteln.

Ohne Chemie

Die Felder müssen alle weit entfernt von Industrieanlagen und stark befahrenen Straßen liegen. Sogar die vorherrschende Windrichtung wird überprüft, um Schadstoffbelastungen zu vermeiden. Das Saatgut wird ebenfalls von Hipp ausgesucht und muß ungebeizt, das heißt: nicht chemisch vorbehandelt, sein. Chemische Mittel sind generell verpönt: keine Spritzmittel, keine chemische Schädlingsbekämpfung. Unkraut wird teilweise von Hand entfernt, Urgesteinmehl und Brennesselsud müssen den Kampf gegen Schädlinge aufnehmen.

Die Baby menus bestehen allerdings nicht allein aus Getreide, Obst oder Gemüse. Auch Rind- und Kalbfleisch werden verarbeitet. Verwendet werden hierfür Rinder und Kälber von biologisch wirtschaftenden Betrieben. Die Tiere werden artgerecht gehalten und bekommen biologisch erzeugtes Futter; das heißt: kein Tiermehl, keine Masthilfsmittel, sondern nur pflanzliches Futter. Hipp-Kälber haben einen besonderen Status. Sie stammen hauptsächlich

aus Darss an der Ostsee, seit 1964 ein Naturschutzgebiet. Von März bis Oktober stehen die Tiere dort im Freien und dürfen bei Krankheit nur homöopathisch behandelt werden.

Hipp arbeitet derzeit mit Bioverbänden und Erzeugerbünden zusammen, hinter denen etwa 4300 Biobauern stehen. Die an Hipp liefernden Landwirte sind verpflichtet, die Auflagen des Babykostherstellers zu erfüllen. Neben Boden- und Saatgutkontrollen werden die Anbauflächen regelmäßig – auch unangemeldet – von Anbauberatern der Firma kontrolliert, wobei auch die Erntezeitpunkte bestimmt werden. Mineraldünger sind tabu, eine festgelegte Fruchtfolge soll für natürliche Bodenfruchtbarkeit und ein ökologisches Gleichgewicht der Äcker sorgen. Deshalb pflanzt mancher Biobauer auch nach jeder siebten Karotte eine Zwiebel – die beiden Pflanzen beanspruchen unterschiedliche Nährstoffe, und Schädlinge zerstören sich ge-

Öko-Anbau

Geistiger Vater des ökologischen Landbaus ist der Antroposoph Rudolf Steiner (1861-1925). Er propagierte auch den Griff zur Mistgabel statt zu Stickstoff, Phosphor und Kali. Damit kämpfte er gegen die Überzeugung des Chemikers Justus von Liebig (1803-1873), der die chemische Keule als Mittel zur Ertragssteigerung einsetzte. Erste Ansätze einer Biolandwirtschaft zeigten sich Anfang der 20er Jahre. Anerkannt ist diese Form der Landwirtschaft aber erst seit Mitte der 60er Jahre, als Wissenschaftler vor gesundheitlichen Schäden durch Raubbau an der Natur warnten. Heute gibt es in Deutschland etwa 10 000 Betriebe, die insgesamt ein Prozent der Anbaufläche chemiefrei bewirtschaften. Ein entscheidender Nachteil liegt in den Kosten und im hohen Risiko des ökologischen Landbaus. Er ist personalintensiv und bringt oft wesentlich geringere Erträge.

genseitig. Firmenchef Claus Hipp, dessen zwei Brüder ebenfalls in der Betriebsleitung mitarbeiten, kann sich als Öko-Pionier bezeichnen. Bei ihm ist es keine Modeerscheinung der letzten Jahre, er ist nicht auf den Bio-Zug aufgesprungen, denn die Eltern Anny und Georg Hipp arbeiteten schon 1956 mit einem Schweizer Kollegen zusammen. Sie begannen mit dem Anbau und der Verarbeitung von organisch-biologischen Äpfeln und Getreide zu Bircher Müsli. Claus Hipp selbst betreibt noch einen Hof etwa fünf Kilometer von Pfaffenhofen entfernt und berät für ihn produzierende Bauern.

Marketingleiter Erbacher sieht im höheren Kostenbereich des ökologischen Landbaus ein großes Problem, vor allem in bezug auf den gesamteuropäischen Markt. „Hinsichtlich der Restriktionen und Auflagen der Europäischen Union zur Babyahrung sehen wir keine Schwierigkeiten. In Deutschland ist der Standard am höchsten. Allerdings besteht die Gefahr, daß ausländische Konkurrenten Produkte billiger anbieten – bei schlechterer Qualität.“

Deshalb hat Hipp vorgesorgt, um im vereinten Europa konkurrenzfähig zu bleiben. In Österreich und der Schweiz stehen Tochterfirmen des Pfaffenhofener Unternehmens. Darüber hinaus reicht der Vertrieb der Produktpalette in viele europäische Länder. Auch in Frankreich, England, Holland, in der Schweiz, den skandinavischen Ländern, in Israel und in der Ukraine kann man Bio-Rindfleisch in Tomaten, Traubensaft und Früchtedessert genießen. Man muß vielleicht ein bißchen in den Regalen suchen, denn in Finnland heißt Hipp-Babykost „Beberix“. Claudia Neudecker

Raps: Pflanze mit Zukunft

Statt zur Überproduktion tragen Neuburger Landwirte zur umweltfreundlichen Energieversorgung bei

Sie ist gelb, riecht intensiv und ist für immer mehr Landwirte der Schlüssel zur Zukunft: die Raps-pflanze. Auf 30 500 Hektar wurde 1994 in Bayern Industrie-Raps angebaut. Dieses Jahr, so schätzt die Bundesanstalt für landwirtschaftliche Marktordnung, wird die gelbblühende Fläche auf bis zu 60 000 Hektar anwachsen. 2000 Hektar davon bestellen 420 Landwirte, die sich im Mai 1993 zur Erzeugergemeinschaft Naturenergie Neuburg (NEN) zusammengeschlossen haben. Statt Nahrungsmitteln produzieren die Bauern der NEN Energie. Zwei Millionen Liter Rapsöl waren es im vergangenen Jahr, die in Dieselmotoren und Blockheizkraftwerken Mineralöle ersetzen.

„Unternehmen werben gerne damit, daß sie ihre Energie umweltfreundlich erzeugen. Davon profitieren wir“, sagt Georg Oggermüller, Geschäftsführer der NEN. Die Landvolkshochschule Pappenheim beispielsweise ge-

winnt ihre Energie aus einem rapsbetriebenen Blockheizkraftwerk; in Gaimersheim plant man, das Schwimmbad auf die gleiche Weise zu beheizen. Der Vorteil für die Umwelt liegt darin, daß Rapsöl kohlendioxid-neutral ist. Das bedeutet, die Raps-pflanze verbraucht beim Wachstum die Menge Kohlendioxid, die später bei der Verbrennung entsteht.

Kurze Transportwege

Nicht nur bei den Produkten, sondern schon bei der Produktion achtet die Neuburger Erzeugergemeinschaft auf Umweltfreundlichkeit. So werden die Transportwege bei der Verarbeitung möglichst kurz gehalten, und das Abfallprodukt der Rapsmühlen, der Rapskuchen, wird anstelle von importiertem Sojaschrot verfüttert.

„Eine goldene Nase verdienen wir uns mit dem Rapsanbau nicht“, sagt Georg Oggermüller, „doch sichern wir uns für die Zu-

kunft eine Marktnische.“ Erst seit der Agrarreform der Europäischen Union (EU) ist der Anbau von Raps kein Verlustgeschäft mehr. Um die Überproduktion einzudämmen, beschlossen die EU-Agrarminister 1992 in Brüssel die Stilllegung von 15 Prozent aller landwirtschaftlichen Flächen. Rund 750 Mark Prämie erhält ein bayerischer Landwirt für jeden brachliegenden Hektar Ackerland. Diese 750 Mark erhält er auch, wenn er

Pflanzen wie Raps anbaut, die nicht für die Nahrungsmittelproduktion bestimmt sind.

Auch der Freistaat Bayern fördert den Anbau von nachwachsenden Rohstoffen, so im Jahr 1993 mit 9,2 Millionen Mark. Doch davon profitieren die Neuburger nicht, denn vom Landwirtschaftsministerium werden nur Großprojekte unterstützt – wie zum Beispiel die Anlage in Gmünden, in der Rapsöl zu Biodiesel verarbeitet wird. Das hält die Erzeugergemeinschaft jedoch nicht davon ab, ihren Markt auszuweiten. Seit kurzem baut die NEN auf 30 Hektar Mais an, aus dem sie kompostierbares Verpackungsmaterial herstellt. 30 Landwirte übernehmen demnächst die Kompostierung des Biomülls im Landkreis Neuburg-Schrobenhausen.

Während hierzulande noch mit der Energie vom Feld experimentiert wird, ist man in Äquatorial-Guinea schon weiter. Der westafrikanische Zwergstaat ist dabei, seine Energieversorgung von Öl auf Schilfgras umzustellen und so langfristig unabhängig von Ölimporten zu werden.

Susanne Sporrer

Natur im Tank:
Umweltschützer
fahren mit Raps.
Foto: Sporrer

Kontrolliert und dennoch frei

Ob Weizen, Gerste oder Rüben – die Eichstätter Biobauern setzen mit Erfolg auf Selbstvermarktung

Montag abend, kurz nach 18 Uhr. Vor dem Verkaufsraum der Bio-Ring Einkaufsgemeinschaft in Eichstätt bildet sich eine Schlange. Wenn die Supermärkte bereits geschlossen haben, kann man hier montags und donnerstags bis 19 Uhr vorbestellte Ware abholen – Salat, Kartoffeln, Getreide, Gemüse, Brot und Käse. Alles Produkte aus garantiert ökologischem Anbau von zwei Biobauern aus Preith – wer hier einkauft, weiß, was er erhält.

Vor drei Jahren stellte der Bund Naturschutz der Einkaufsgemeinschaft den kleinen Raum in der Ostenstraße zur Verfügung. Seitdem nutzen rund 30 Stammkunden, zum größten Teil Studenten, das Angebot.

Eine kleine, aber sichere Einnahmequelle für die Bio-Landwirte Hans Mayer und Michael Daum. Die beiden spüren die geringe Nachfrage in den Semesterferien. „Man muß schauen, wie man die Ware wegbringt“, spricht Hans Meyer das Absatzproblem an. „So leicht ist das nicht.“

„Vorher war das einfacher. Da haben wir an den Großhandel verkauft“, erläutert Michael Daum. Vorher, damit meint er die Zeit vor 1990, als er seinen Betrieb noch konventionell bewirtschaftete. BayWa und Raiffeisen diktierten zwar die Preise, garantierten aber die Abnahme der Produkte. Mit dem Ent-

schluß, ökologische Landwirtschaft zu betreiben, stellte sich die Frage nach neuen Abnehmern. Schließlich sollen die ökologisch produzierten Waren als echte Bioprodukte an den Ver-



Jeden Sonnabend steht Michael Daum mit seinem Anhänger auf dem Markt.

braucher gelangen. Darum mußte sich Michael Daum selbst kümmern. Der Demeter-Verband, in dem er organisiert ist, half ihm nicht. „Die haben mir nur ein paar Tips gegeben.“ Aber diese Anfangshürde hat Michael Daum erfolgreich gemeistert.

Heute liefert er Weizen an die Brauerei Krieger in Riedenburg, die sich auf ökologische Bierproduktion spezialisiert hat. Ein weiterer Teil seines Getreides geht nach Straubing zu einem Bio-Weizen-Händler und an die

Bäckerei Huber in Eichstätt. Der Milchverkauf dagegen ist problematisch. Nur 20 Prozent gelangen als Biomilch über den Direktverkauf an den Verbraucher (siehe Kommentar zur Milchmisch-Misere, S.11).

Eine regelmäßige Einnahmequelle hat Michael Daum mit einem Stand auf dem Wochenmarkt gefunden. „Da habe ich eigentlich die meisten Kunden.“ Einziger Nachteil: So ein Marktstand ist arbeitsaufwendig. Be-

reits zwei Tage vorher beginnt Daum, die Ware für den Verkauf auszuwählen und herzurichten.

Seinem Berufskollegen ist das zuviel Aufwand. Ab-Hof-Verkauf heißt seine Devise. Im Fachjargon erläutert Hans Mayer: „Wir verdienen nicht durch die Produktionsmenge, sondern durch die Wertschöpfung.“ Einfach gesagt: Hans Mayer setzt nicht nur auf den Verkauf der Produkte, sondern sieht seine Chance in der Weiterverarbeitung. So erwarten den Kunden neben Getreide, Gemüse und Obst auch

Bio ist nicht gleich Bio...

Seit 1992 werden bayerische Biobauern über das Bayerische Kulturlandschaftsprogramm (Kulap) finanziell unterstützt. Die Gelder kann grundsätzlich jeder erhalten, der seinen gesamten Betrieb nach den Kriterien des ökologischen Landbaus bewirtschaftet.

Wie diese Kriterien genau aussehen, ist im Kulap festgehalten: Dazu gehört der Verzicht auf chemischen Pflanzenschutz, bestimmte Mineraldünger, Fischmehl als Tierfutter und den Einsatz von chemisch-synthetischen Mitteln in der Viehmast. Generell erfüllen alle in Verbänden organisierten Landwirte die Bedingungen. Aber auch der wird unterstützt, der nicht einem der anerkannten Verbände angehört.

Fazit: Bio ist nicht gleich Bio. Während die Verbandsbauern auch bestimmte Normen für die Bodenqualität, zum Beispiel Schadstoffrückstände, erfüllen müssen, fragt das Kulap nicht nach möglichen Altlasten im Boden.

„Leistungsbezogene Honorierung“ heißt das Zauberwort, mit dem das Kulap die Landwirte zu einer ökologischen Wirtschaftsweise veranlassen will. So wird der Verzicht auf Mineraldünger und Pflanzenschutzmittel mit je 200 Mark belohnt. Wer eine bestimmte Fruchtfolge einhält, bekommt 250 Mark extra. Letztes Jahr erhielt jeder ökologische Betrieb im Durchschnitt etwa 5000 Mark Unterstützung vom Kulap.



Apfelsaft, Brot und Käse aus eigener Herstellung.

In einer kleinen Backstube neben dem Hofladen steht seine Frau jeden Mittwoch schon um vier Uhr in der Früh auf den Beinen und rührt Sauerteig für 40 Brote an. Woche für Woche bäckt sie Dinkel-, Vollkorn- und Bauernbrot. Gleich neben der Mini-Bäckerei reifen in einem kleinen, gekachelten Raum Tilsiter und andere Käsesorten.

Daß die Bioprodukte auch erschwinglich sind, zeigt ein Blick auf die Preisliste der Einkaufsgemeinschaft. Ein Liter Milch

Jeden Mittwoch kommt bei Familie Meyer das Brot frisch aus dem Ofen.
Foto: Bioland

Auf dem Holzbrett in der Käserei reifen vier Tilsiter heran. In Zukunft soll hier auch Camembert entstehen.
Fotos (2): Arndt

kostet zum Beispiel 1,20 Mark (die Flasche muß man selber mitbringen...), eineinhalb Kilo Bauernbrot 5,75 Mark und ein Kilo Zwiebeln drei Mark. Kartoffeln bekommt man für eine Mark das Kilo.

Ob auf dem Markt, in der Einkaufsgemeinschaft oder direkt ab Hof – die Kunden schätzen das Angebot. Sie kommen nicht nur aus Preith und Eichstätt, sondern aus der ganzen Umgebung. Das verwundert nicht – sind die beiden Preithers doch die einzigen Biobauern in der Nähe. Zwar gibt es hier in der Region insgesamt 29 Biobauern, die in Verbänden organisiert sind. Aber die verteilen sich von Wolnzach, über Pöttmes bis Hilpoltstein. Bayernweit haben sich etwa 1800 Landwirte in den Bioverbänden Naturland, Bioland, Demeter, Biokreis, Anog und EcoVin zusammengeschlossen.

Nur die Markenzeichen der Verbände garantieren rein ökologisch produzierte Lebensmittel.



tel. Jedes Jahr werden die Höfe kontrolliert, ob Tierhaltung, Saatgut, Düngemittel und Bodenrückstände den Richtlinien entsprechen. Die Markenzeichen stehen für Qualität. Qualität, die sich dann auch gut verkaufen läßt.

Doch für so ein Bio-Emblem ist es mit der Kontrolle allein nicht getan. Rund 3000 Mark kostet das Demeter-Schild Michael Daum jährlich: 1500 Mark Mitgliedsbeitrag im Verband, 800 Mark für die Kontrolle plus zwei Prozent vom Gewinn.

Milchmix-Misere

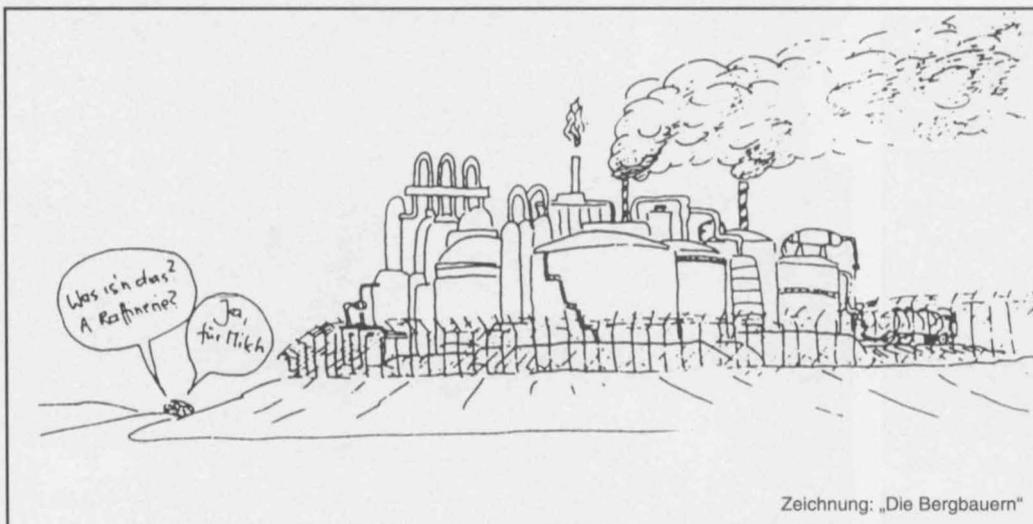
Rund 400 Liter Rohmilch der Bio-Bauern Hans Mayer und Michael Daum gehen täglich im konventionell erzeugten Milchsee der Molkereigenossenschaft Eichstätt unter. Die Meinungen dazu sind unterschiedlich: Für diejenigen, die wissen, mit welchem Aufwand und welchem Engagement ökologischer Landbau gerade in Deutschland als

führende Direktor Heinz Stüwe. Eine Antwort hat er dabei nicht gefunden. Wahrscheinlich hat er gar nicht richtig gesucht. Die Molkerei hat halt ganz andere Kapazitäten, mit 400 Litern läßt sich sowieso nichts verdienen, und blöd sind sie ja auch nicht, Stüwe und die konventionell wirtschaftenden Bauern, die im Vorstand hocken. Gäbe es plötzlich auch Bio-Milch im Supermarkt, könnte irgendein findiger Konsument darauf kommen, daß die „normale“ schlechter als die biologische Milch sei.

Doch keine Angst, die Verbraucher lassen sich weiter für dumm verkaufen. In den Einkaufswagen landet frische Vollmilch aus dem Altmühltal, natürlich standardisiert, homogenisiert und pasteurisiert. Auf deutsch: weniger Vitamine, weniger essentielle Fettsäuren, weniger Eiweiß, weniger Geschmack, dafür aber mit einem Enzym, das die Blutgefäßwände angreift, plus 20fach höheres Allergierisiko. Unverbindliche Preisempfehlung inklusive Tetra Pak: 1,39 Mark. Auf dem Bio-Hof kostet der Liter 39 Pfennig weniger. Dafür muß man allerdings die Milchkanne selbst mitbringen.

Schuld an der Milchmix-Misere sind aber nicht zuletzt die Verbraucher, die aus Bequemlichkeit zum nächstbesten Produkt greifen. Ändern können nur sie etwas: durch gezieltes Kaufverhalten und den Boykott ungesunder Produkte. Politik mit dem Einkaufszettel kann ein sehr wirksames Mittel sein!

Kerstin Wolters



Zeichnung: „Die Bergbauern“

Eine zusätzliche Belastung für den Landwirtschaftsbetrieb.

„Aufs Materielle“, so Daum, „darf man als Biobauer nicht schauen.“ Verluste in der Umstellungsphase und bis zu zehn Prozent weniger Gewinn als in einem herkömmlichen Betrieb sind normal.

„Es gibt Biobauern, die beklagen sich, daß sie mehr Arbeit und weniger Geld haben“, sagt Hans Mayer. Hinter solchem Gejammer stecke aber nur die Absicht, andere Landwirte davon abzuhalten, auf Bio-Produktion umzusteigen: „Die haben Angst vor der Konkurrenz!“

Elisabeth Arndt

EU-Staat betrieben werden muß, ist es ein Skandal. Für diejenigen, die wissen, daß die Eichstätter Molkerei 90 000 Liter Milch am Tag verarbeitet, ein Klacks, und für diejenigen, die wissen, daß 80 Prozent der deutschen Bio-Milch auf diese Art wertlos gemacht werden, sind 400 Liter kaum der Rede wert. Eigentlich schade, finden alle. Getan wird dennoch nichts.

Die Eichstätter Molkerei sieht keine Möglichkeit, die Bio-Milch getrennt zu verarbeiten bzw. einfach abzufüllen. „Wir haben die Frage schon mal durchleuchtet“, meint der geschäfts-

Qualitätssicherung nach den ISO Normen 9000

Effizienter arbeiten, Fehler verhindern, Gewinne steigern

ISO – was ist das?

Vier Ziffern sorgen derzeit in der Wirtschaft für Aufsehen: die Reihe 9000 der ISO Normen. Ihre Regeln zielen auf ein produktunabhängiges System zur Qualitätssicherung von Waren und Dienstleistungen ab, dem sogenannten Qualitätsmanagement (QM). Ob der Betrieb den Anforderungen der ISO Normen genügt, prüft ein unabhängiges Zertifizierungsunternehmen. Doch vor die Prüfung hat die Internationale Standardisierungsorganisation (ISO) die Arbeit gestellt.

QM-Handbuch

Für einen Betrieb, der sich für die Einführung eines Qualitätsmanagementsystems entscheidet, bedeutet dies zuerst einmal die genaue Dokumentierung des Ist-Zustands. Alle Arbeitsabläufe sowie die allgemeine Firmenpolitik müssen hierbei schriftlich festgehalten werden. Aus den so gewonnenen Erkenntnissen wird dann ein Handbuch, die „Bibel“ des Qualitätsmanagements, zusammengestellt und gegebenenfalls ergänzt. Dieses Handbuch soll bei der ordnungsgemäßen Bewältigung der anfallenden Arbeit helfen. Außerdem werden schriftliche Verfahrens- und Arbeitsanweisungen an jedem Arbeitsplatz ausgehängt. Jeder Mitarbeiter bestätigt durch seine Unterschrift die ordnungsgemäße Durchführung des Arbeitsschrittes. (Fortsetzung Seite 14)



Die neuen
ples Qualitä
GmbH ihr g
Kosten falle

Im Mai 1994 wurde erstmals in der Bundesrepublik Deutschland ein Entsorgungsbetrieb nach der DIN ISO 9000 Normenreihe zertifiziert. Der Ingolstädter Mittelstandsbetrieb Büchl Entsorgungswirtschaft GmbH erhielt die Auszeichnung für hohe Zuverlässigkeit in allen Unternehmensbereichen von der Kompostbereitung über Datenvernichtung bis hin zur Sondermüllentsorgung. Die Überwa-

chung aller Arbeitsabläufe durch ein sogenanntes Qualitätsmanagement soll Kundenzufriedenheit garantieren.

Selbstdisziplin

„Qualitätsmanagement ist für alle 130 Mitarbeiter in unserem Betrieb ein Instrument der Selbstdisziplinierung“, sagt Manfred Mathé, Betriebsleiter der Büchl Entsorgungswirtschaft



Seit Mai 1994 hängt das Zertifikat, hinter Glas gerahmt, als Zeichen für Qualität, im Empfang der Firma Büchl Entsorgung.

ISO Normen versprechen mehr als ein Qualitätssiegel. So hat die Büchl Entsorgungswirtschaft GmbH das ganze Unternehmen reorganisiert. Folge: Motivation und Transparenz steigen

GmbH. „Natürlich waren wir schon immer bemüht, gewissenhaft zu arbeiten, doch seit jeder mit seiner Unterschrift für seine Arbeit einstehen muß, wird noch effektiver gearbeitet.“

Die Firma Büchl kostete die Zertifizierung nach ISO 9001 durch die Sachverständigenorganisation DEKRA rund 12 000 Mark. Nicht berücksichtigt sind hier die eigen- und unternehmensberaterischen Leistungen,

die auf allen Betriebsebenen während der einjährigen Vorbereitungszeit auf die Zertifizierung nötig waren.

Projektgruppe

„Die Zertifizierung von Betrieben der Größe der Büchl Entsorgungswirtschaft GmbH, ist allein durch den Mitarbeiterstab nicht zu schaffen“, sagt Robert Meier von Büchl Consult, einem 1988

von Firmenchef Reinhard Büchl gegründeten Schwesterunternehmen für Umweltmanagement. Um die Kosten für die benötigte Unternehmensberatung niedrig zu halten, beschloß man, eine Projektgruppe Qualitätsmanagement zu gründen. Diese hat in Zusammenarbeit mit der Büchl-Entsorgung das Qualitätsmanagementhandbuch erstellt. „Da die von der Consult damals auch noch keine Profis auf dem Gebiet Qualitätsmanagement waren und zusammen mit uns gelernt haben“, so Mathé, „konnten wir den Preis relativ niedrig halten und so viel Geld sparen.“

Inzwischen bietet die Büchl Consult gemeinsam mit der DEKRA Stuttgart den Aufbau von Qualitätsmanagementsystemen nach den ISO Normen 9000 bis 9004 anderen Entsorgungsunternehmen an. Derzeit werden 15 Unternehmen von der Consult beraten. Die Normenreihe als Arbeitsbeschaffer im Bereich Unternehmensberatung.

„Gerade bei der Entsorgung von Abfällen und Reststoffen, kommt es wegen der hohen Umweltrelevanz auf hohe Entsorgungssicherheit an“, sagt Manfred Mathé. Tatsächlich sorgt die ständige Verschärfung von Gesetzen und Verordnungen dafür, daß umweltgerechte Entsorgung immer schwerer einzuhalten ist. Dieser Umstand hat bereits in der Vergangenheit zu Problemen geführt.

Mülltourismus

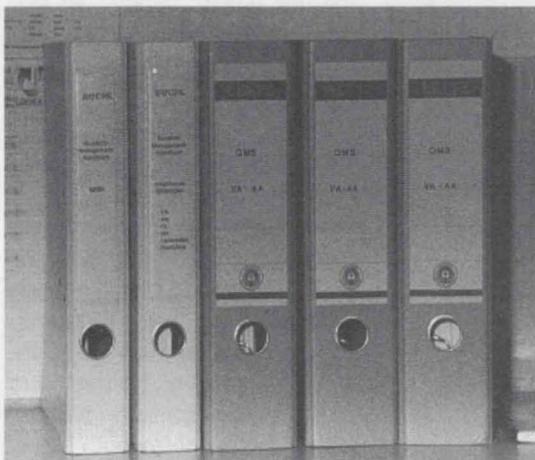
„Daß bundesdeutsche Abfälle zuweilen in osteuropäischen Ländern wieder auftauchen, hat die Bundesrepublik als eine Industrienation in Verruf gebracht, die ihre Probleme nicht selbständig zu lösen vermag“, so Josef Vogel, Ministerialdirektor im bayerischen Umweltministerium. „Die Zertifizierung nach den ISO Normen könnte hier ein Weg aus dem Dilemma sein.“

Besondere Bedeutung erhält die Zertifizierung durch ein Urteil des Bundesgerichtshofs, nach dem sich der Abfallerzeuger von der Zuverlässigkeit des Entsorgungsunternehmens überzeugen muß. Wird Abfall nicht ordnungsgemäß beseitigt, haftet der Erzeuger ebenso wie der Entsorger. Andre Duck



Aussortieren von Fremdstoffen: jeder Mitarbeiter haftet mit seiner Unterschrift.

Nicht nur bei der Firma Büchl bereits Standard: QM Handbücher. Fotos: Duck



ISO – was ist das?

Ist das Handbuch fertig, so kann mit der Zertifizierung des Betriebs begonnen werden. Im Rahmen eines sogenannten Audits kommen Prüfer in den jeweiligen Betrieb, um die Übereinstimmung der Produktion oder Dienstleistung mit den ISO Normen zu prüfen. Vorgegangen wird hier mit der Akribie von Hochschulprofessoren. Erst wenn alles stimmt, gibt es das Zertifikat. Doch damit noch nicht genug. Die ISO Regeln verlangen eine ständige Aktualisierung des QM-Systems mit jährlicher Nachkontrolle durch den Zertifizierer. Nach drei Jahren muß das Unternehmen sich erneut zertifizieren lassen. Bisher haben die 25 deutschen Zertifizierungsstellen etwa 3500 Zertifikate verteilt.

Im Gegensatz zu festen Normen wie der DIN-A4 Norm für Papiergrößen, geht es bei den ISO Normen 9000 bis 9004 nicht um genaue technische Anforderungen an das Produkt. Vielmehr sind sie Leitlinien für effizienteres Arbeiten:

- * Die ISO 9000 sagt aus, welche der Normen auf den Betrieb zutrifft.
- * Die ISO 9001 beinhaltet sämtliche Produktionsphasen, von der Entwicklung bis zum Kundendienst.
- * Die ISO 9002 beinhaltet nur die Produktion.
- * Die ISO 9003 beinhaltet nur die Endprüfung von Produkten.
- * Im Gegensatz zu den Darlegungsmodellen 9001 bis 9003 handelt es sich bei der 9004 „nur“ um einen Leitfaden zu einem Qualitätsmanagementsystem. Sie ist so eine weiterführende Erläuterung der anderen Normen.

20 sogenannte QM-Elemente müssen für die ISO 9001, die umfangreichste der Normen, erfüllt werden. Die Unternehmensleitung ist ebenso betroffen wie die Hilfskraft.

Die ISO Norm – nur ein Etikettenschwindel?

Es war einmal eine kanadische Militarnorm, die sicherstellen sollte, daß nur qualitativ hochwertige Waffen die Fabriken verlassen. Deshalb prüfte man die fertigen Produkte auf Fehler, bevor sie das Werk verließen. Das war im Jahr 1923. Im Laufe der Zeit merkte man, daß es sinnvoll ist, fehlerhafte Produkte nicht erst nach der Produktion auszusortieren, sondern bereits bei der Produktplanung darauf zu achten, Fehler zu vermeiden. Aus der

Qualität ist, wenn die Kunden zurückkommen und nicht das Produkt. Das Zertifikat nach ISO 9000 garantiert jedoch nicht für

abhängiges Zertifizierungsunternehmen, ob der Betrieb in der Lage ist, nach den angegebenen – eigenen – Maßstäben zu produzieren, nicht jedoch, ob es sich um Qualitätsprodukte handelt. Hierzu ein Beispiel:

IKEA besitzt für die Produktion von Küchenmöbeln ein Zertifikat nach ISO

9002. Poggenpohl besitzt dieses Zertifikat (noch) nicht. Trotzdem wäre es vermes-

sen, davon auszugehen, IKEA produziere die besseren Küchen. Die ISO Norm – ein Etikettenschwindel?

Nicht unbedingt. Der Kunde, der seine Küche bei IKEA kauft, kann aufgrund des Zertifikats davon ausgehen, daß er Preßspanqualität für relativ wenig Geld – gefertigt nach der Norm! – bekommt. Legt er jedoch Wert auf eine Massivholzküche, ist er – in diesem Fall auch ohne Zertifikat – bei Poggenpohl an der richtigen Adresse. Und was lernen wir daraus? Ob mit oder ohne Zertifikat, auf die Qualität kommt es an – und die ist, wie wir wissen, relativ. Andre Duck

Qualitätsprüfung wurde Qualitätsmanagement.

Mitte der achtziger Jahre nahm sich die Internationale Standardisierungsorganisation (ISO) der Qualitätssicherung an und schuf die ISO Normen 9000 bis 9004.

Bevor man sich jedoch die Normen näher ansieht, lohnt es sich, über den Begriff Qualität nachzudenken. Qualität ist relativ. Man muß sich über die Anforderungen an ein Produkt im klaren sein, um entscheiden zu können, ob es in diesem Sinn ein Qualitätsprodukt ist.

die Qualität eines Produktes. Es besagt lediglich, daß das Produkt nach den Leitlinien der ISO Normen hergestellt wurde. Dazu muß man wissen, daß sich jeder Betrieb seine eigenen Qualitätsmaßstäbe festlegt. Zwar prüft ein un-



Auswärtige Investoren nicht um jeden Preis

Eichstätts Oberbürgermeister will Unternehmen in seine Stadt holen. Er setzt auf ein neues Gewerbegebiet und ein Standort-Informationssystem der Industrie- und Handelskammer

einsteins: Welche Wirtschaftspolitik haben Sie seit Ihrem Amtsantritt im Mai 1994 betrieben?

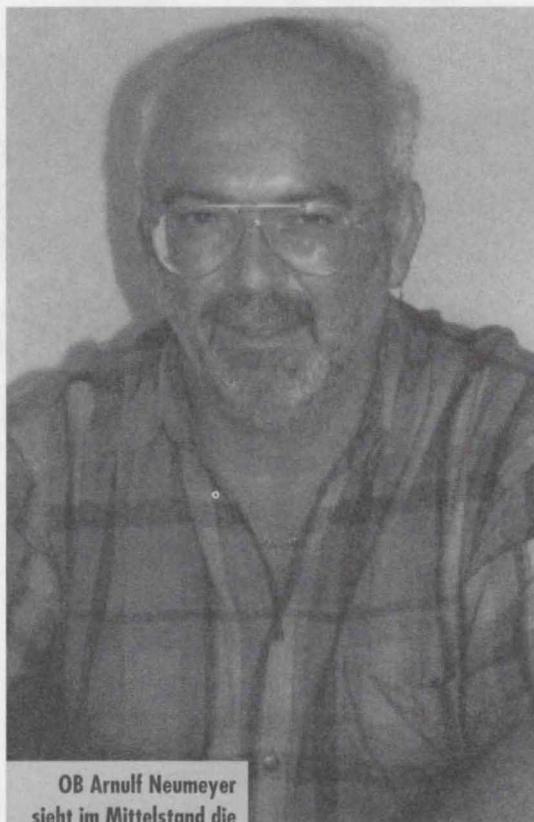
Neumeyer: Mein Vorgänger hatte begonnen, ein neues Teilgewerbegebiet zu errichten. Das habe ich seit meinem Amtsantritt weitergeführt.

einsteins: Wie war die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre?

Neumeyer: Die wirtschaftliche Lage ist relativ stabil geblieben, zumindest was Eichstätter Betriebe betrifft. Das alte Industriegebiet ist um 25 000 Quadratmeter erweitert worden, die nach neuesten Planungen bald komplett belegt sein werden. Jetzt ist sogar erneut eine Vergrößerung des Gebiets im Gespräch.

einsteins: Abgesehen von Osram gibt es in Eichstatt fast keine auswärtigen oder überregionalen Unternehmen. Woran liegt das?

Neumeyer: Die Ansiedlung auswärtiger Firmen ist sehr schwierig. Das liegt momentan an der allgemeinen wirtschaftli-



OB Arnulf Neumeyer sieht im Mittelstand die Zukunft und will ihn unterstützen.
Foto: Stadt Eichstatt

chen Lage. Man darf aber auch nicht vergessen, daß die Gemeinden um Eichstatt herum ebenfalls Gewerbegebiete haben, die vom Preis her vielleicht günstiger und von der Verkehrslage besser sind.

Ich meine hier zum Beispiel Denkendorf, das eine direkte Autobahnanbindung hat. Damit können wir nicht dienen.

einsteins: Liegt es vielleicht auch an der Nähe zu Ingolstadt?

Neumeyer: Ingolstadt ist eine Großstadt. Die zieht natürlich stärker. Genauso wie das gut 20 Kilometer entfernte Neuburg, das doppelt so groß wie Eichstatt und damit für viele Unternehmen einfach attraktiver ist.

einsteins: Bemühen Sie sich um auswärtige Investoren?

Neumeyer: Ich habe Verbindung mit der Industrie- und Handelskammer für München und Oberbayern aufgenommen. Sie hat ein Standort-Informationssystem erstellt, dem Eichstatt vielleicht beitreten wird. Dieses Informationssystem soll helfen, daß auswärtige Firmen auf unsere Stadt aufmerksam werden.

einsteins: Wie funktioniert das System?

Neumeyer: Firmen, die einen neuen Standort suchen, werden von der Industrie- und Handelskammer über ihre Vorstellungen befragt. Daraus und aufgrund von Strukturdaten der jeweiligen Gemeinden wird dann per Computer der passende Standort ermittelt.

einsteins: Kosten?

Neumeyer: 31 Pfennige pro Einwohner - also 3868,80 Mark. Und weiterhin halbjährlich eine Pauschale von einigen Hundert Mark.

einsteins: Was können Sie auswärtigen Unternehmen denn bieten?

Neumeyer: Ein relativ günstiges Gewerbegebiet. Mit Vollzeit- arbeitskräften sieht es nicht so

gut aus. Aber ein Betrieb, der Teilzeitarbeitsplätze für Frauen anbietet, wäre für Eichstätt ideal. So etwas ist allerdings utopisch.

einsteins: Welche Betriebe wollen Sie in Eichstätt nicht haben?

Neumeyer: Betriebe, die umweltfeindlich sind, einen sehr hohen Schadstoffausstoß haben. Also keine Dreckschleudern. Um jeden Preis muß kein auswärtiges Unternehmen angesiedelt werden. Einen Rüstungsbetrieb würde ich hier auch nicht haben wollen. Aber so etwas kommt auch nicht.

einsteins: Wie erklären Sie sich die relativ geringe Arbeitslosigkeit in Eichstätt? Die Quote liegt mit 5,8 Prozent deutlich unter dem bayerischen Landesdurchschnitt.

Neumeyer: Eichstätt ist eine Stadt der Behörden, der Schulen und des Mittelstandes. Dort ist die Arbeitslosigkeit generell gering. Wir haben auch traditionell viel Handwerk. Das ist nach wie vor sehr gefragt. Außerdem haben wir keine Monostruktur, das heißt, keine Zulieferbetriebe, die von großen Abnehmerbetrieben abhängig sind. Das hat einen entscheidenden Vorteil: Wenn es den großen Unternehmen schlecht geht, nimmt bei uns die Arbeitslosigkeit trotzdem nicht zu.

einsteins: In Eichstätt sind die mittelständischen Betriebe demnach der Hauptwirtschaftszweig. Was wird in Zukunft für sie getan?

Neumeyer: Für sie und andere Unternehmen wollen wir weiterhin Gewerbeflächen zu einem vernünftigen Preis anbieten, damit sie weiter expandieren können. Annekatri Blasczyk

Sponsoren-Kultur

Beim Thema Sponsoring rümpfen viele die Nase. Wie kommt die Wirtschaft dazu, die Kultur finanziell zu unterstützen? Für manchen Kunst- oder Sportliebhaber haben Veranstaltungen mit dem Hinweis „Gefördert von...“ den bitteren Beigeschmack einer Werbeschau. Daß Unternehmen mit ihrem kulturellen Engagement eine „gesellschaftliche Verantwortung“ wahrnehmen wollen, nehmen die Sponsor-Kritiker ihnen nicht ab.

Sicherlich steht dieses Pflichtbewußtsein nicht im Vordergrund. Sponsoring ist tatsächlich in erster Linie Werbung. Fernsehspots und Anzeigen reichen bei der heutigen Informationsflut kaum mehr aus, um sich von anderen Unternehmen abzuheben. In branchenfremden Gebieten kann man weitaus mehr Aufmerksamkeit erlangen.

Und das nicht nur bei den Verbrauchern. Auch gegenüber den Mitarbeitern ist es wichtig, sich als attraktives Unternehmen zu zeigen. In betriebseigenen Sportmannschaften oder Or-

chestern können sich die Arbeitnehmer besser mit ihrem Arbeitgeber identifizieren als nur an der Werkbank oder am Schreibtisch.

Obwohl Sponsoring also auch eine Form von Werbung ist, müssen die Gegner einsehen, daß die Unternehmen die kulturelle Landschaft auf diese Weise bedeutend mitgestalten und inzwischen aus derselben nicht mehr wegzudenken sind. Mit ihren Geldern werden Veranstaltungen häufig erst möglich. Besonders in der meist kulturarmen Provinz kann dadurch der Kulturfreund namhafte Künstler und Sportler erleben – und das zu annehmbaren Preisen. Der Region Ingolstadt verhalf zum Beispiel einer der größten Sponsoren – Audi – unter anderem zu den „Sommerkonzerten zwischen Donau und Altmühl“ und zum „Internationalen Leichtathletik-Meeting“ – beides Veranstaltungen mit hochrangigen Teilnehmern und großem Zuspruch.

Insbesondere für den Kultur Nachwuchs ist die Förderung der Wirtschaft ein Gewinn. Sponsoring ist oft die einzige Möglichkeit für unbekannte Künstler, zu Auftritten oder Ausstellungen zu kommen. Ohne die Unternehmen blieben viele Talente wahrscheinlich ewige Talente.

Mittlerweile steht der Großteil des Publikums Sponsoring positiver gegenüber. Denn da Städte und Kommunen gerade bei der sowieso knapp vertretenen Kultur sparen, ist Sponsoring ein legitimes Mittel, diese aufrecht zu erhalten und zu beleben. Christiane Hilsmann

Ohne Sponsoren nicht möglich: Carl Lewis beim Leichtathletik-Meeting in Ingolstadt. Foto: Audi



Potente Pampastraube: Warten auf die Marktlücke

Weil Getreideanbau und Schweinemast nicht mehr lohnen, setzt Familie Brenner auf Nandus

Traurig aber wahr: Dackel Lumpi oder Haushamster Purzel geraten in der Gunst vieler Deutscher mehr und mehr ins Hintertreffen – zu sehr haftet ihnen offenbar das Hautgout spießbürgerlicher Wohnzimmertauglichkeit an. Nein, was Haustiere anbelangt, sind Exoten gefragt: Da krabbeln schwarzbehaarte tropische Raubspinnen über den Handrücken des Besitzers, da kriechen zähnefletschende Krokodile über den Teppich in der Wohnstube oder werden von ihren Besitzern gleich medienspektakulär zum Baden mitgenommen (wie die Episode „Alligator Sammy im Ruhrpott-Badeseesee“ zeigt).

Doch die Exoten können auch zu mehr erhalten als Frauchen oder Herrchen lediglich zu amüsieren: Mit den Tieren läßt sich Geld verdienen. Das hofft Familie Brenner, die einen Bauernhof im Pfaffenhofener Vorort Eya besitzt.

Vorsichtig betritt Landwirtschaftsmeister Hans Brenner (25) die von Apfel- und Birnbäumen begrenzte Wiese hinter der Scheune des elterlichen Bauernhofes. Wie eine Pistole hält er einen mit Körnern gefüllten Meßbecher vor die Brust gestreckt, schüttelt den Inhalt. Hinter ihm ertönt ein tiefes „Mmuhh“. Und dann kommen sie plötzlich auf ihren dicken Beinen angerannt: neun Nandus, verkleinerte Ausgaben des Vogels Strauß. Ihre etwas scheelen Blicke orten den Becher, dann tauchen die zwei Hähne und die sieben Hennen die Schnäbel in den Inhalt, wobei sich die aus der südamerikanischen Pampa stammenden Straußenvögel gegenseitig wegzupicken versuchen. Sieger nach Körnern: Junghahn

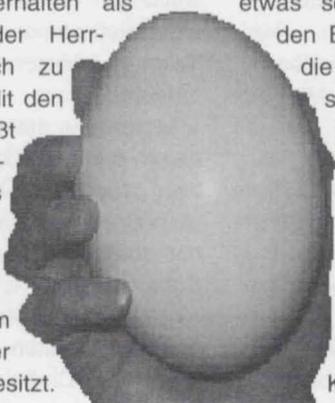
„Rambo“, der als ausgewachsenes Exemplar in gut drei Jahren bei 1,70 Metern Höhe rund 60 Kilogramm auf die Waage bringen wird.

Endstation Pfanne

Mit „Rambo“ und den übrigen vor einem halben Jahr angeschafften Nandus will Familie Brenner im heimischen Obstgarten in den kommenden Jahren eine Herde züchten. Die schlachtreifen Exemplare sollen dann als wohlschmeckende Keulen, Schnitzel oder Braten Metzgereien im Umkreis angeboten werden.

„Der Nandu läuft unheimlich schnell, seine Sinne sind scharf und die geistigen Fähigkeiten nicht gering. Er nähert sich den Ansiedlungen, wenn auch vorsichtig, und mischt sich unter die Rinderherden, meidet aber Gauchos und Indianer. In der Gefangenschaft wird der Nandu schnell zahm und hat sich in Berlin fortgepflanzt“, weiß schon Meyers Konversations-Lexikon im Jahre 1909 zu berichten.

Anspruchlos: Nandus bleiben im Winter draußen, fressen preiswertes Hühnerfutter.



Mit der hohen Potenz des *Rhea Americana* spekuliert auch Hans Brenner – für den Landwirt ist das exotische Federvieh Zukunftskapital: „Man muß sich als Bauer heutzutage viel einfallen lassen“, sagt er, „denn wer zukünftig noch einen Hof gewinnbringend betreiben will, ist mit traditionellen Zuchtieren oder dem Getreideanbau aufgeschmissen. Man muß Neues anbieten.“

Hans Brenner, der zusammen mit seinem Vater Norbert vor einem halben Jahr auf eine Zeitungsannonce stieß, in der Nandu-Jungtiere feilgeboten wurden, macht eine Rechnung auf: 400 Mastschweine stehen in den Ställen seines Bauernhofes; bekam man früher pro schlachtreifer Sau und Eber noch 600 bis 1000 Mark, ist der Erlös heute auf die Hälfte geschrumpft. Grund: Überangebot und gesunkener Schweinefleisch-Konsum, die Zucht lohnt kaum noch.

Was den Getreideanbau angeht, so sieht die Zukunft noch düsterer aus: Rund die Hälfte ihres Gesamtetats pumpt die EU in den Agrarsektor, ein Großteil davon geht für Subventionen und Prämien drauf – damit beispielsweise deutsche Bauern derzeit rund eine Million Hektar Anbaufläche brachliegen lassen. Brenner: „Die ganzen Zuschüsse sind ja kaum mehr zu bezahlen. Wenn sie einmal reduziert werden, machen viele Höfe dicht.“

Zukunft sichern

Dem Brennerhof, seit Generationen im Besitz der Familie, soll dieses Schicksal erspart bleiben. Die Familie will durch die Nandu-Zucht eine Marktnische erkämpfen und so den Broterwerb sichern. Der Plan klingt simpel: Mit den vorhandenen

Noch müssen Norbert und Hans Brenner sowie Helfer Alfred vor den Nandus knien – doch in gut zwei Jahren sind die Tiere bei 1,70 Meter Größe ausgewachsen.
Fotos: Teichmann



neun Vögel möglichst viele Küken züchten, die dann später für 500 Mark als Jungtiere oder 3000 Mark als ausgewachsene Tiere an andere Landwirte zum Weiterzüchten oder an Schlachtereien verkauft werden. Kosten für Unterhalt und Futter fallen kaum ins Gewicht, die Nandus geben sich mit preiswertem Hühnerfutter zufrieden. Und teure Stallneubauten sind nicht nötig, weil die nicht unter Artenschutz stehenden Tiere Sommer wie Winter auf der Wiese bleiben können – und als eierlegende Rasenmäher auch noch Gras fressen.

Experimentieren

Soweit die Idee. Die Realität sieht freilich noch ganz anders aus: Damit sich die Brennersche Nandu-Zucht überhaupt rentieren kann, muß mindestens die Hälfte der handtellergroßen Eier ausgebrütet werden; heuer waren es aber gerade mal ein Viertel. „Da werden wir noch ziemlich experimentieren müssen. Wir haben die Tiere ja erst seit einem halben Jahr, und in Deutschland gibt es ja sowieso

kaum Erfahrung mit Nandus.“ Und ob die Verbraucher das cholesterinfreie und fettarme Fleisch – laut Brenner schmeckt es herzhafter und aromatischer als traditionelles Hühnerfleisch – einmal schätzen lernen, steht noch in den Sternen.

Gleichwohl blickt der Landwirt optimistisch in die Zukunft – er hofft, daß die Verbraucher von Schweinepest, Rinderwahn und Hühnersalmonellen bald genug haben werden und auf das Nandufleisch umschwenken.

Publicity jedenfalls haben die Brenners durch ihre Nandus bereits genug: Im Landkreis redet man über die Familie nur noch als „die Straußenzüchter“, in mehreren Tageszeitungen sind bereits Berichte erschienen, und auch der regionale Fernsehsender IN-TV hat mit seinen Kameras die Laufvögel beäugt. Der erste Erfolg bleibt nicht aus: Mit Kind und Kegel machten in den vergangenen Monaten zahlreiche Familien auf ihren Radtouren Abstecher zum Brennerhof, um die exotischen Nandus live zu betrachten. Andreas Teichmann

Mit Service und Kultur im Kampf um die Kunden

Beratung wichtiger als Niedrigpreise: Einzelhändler der Region 10 wollen Großmärkten Paroli bieten

Nur ein einziges Kaufhaus, Mittagspause von zwölf bis halb zwei: Eichstätt gilt nicht gerade als Einkaufsparadies. Und wenn sich der typische Nebel über die Stadt legt, gibt es wohl kaum einen Grund, zu einem ausgiebigen Einkaufsbummel zu starten. Es sei denn, man muß herausbekommen, ob die Naturhaarpflegeprodukte der Eigendesignserie im Salon Hannelore

nachfüllbar sind oder wie viele Federdrachen im Holzspielzeugladen s'Kammerl von der Decke hängen.

Zehn solche Fragen hat sich die Werbegemeinschaft des Eichstätter Einzelhandelsverbandes ausgedacht. Und wer sie beantwortet, kann eine Woche Rom für zwei Personen gewinnen. Mit diesem Anreiz sollen die Kunden in die Geschäfte

gelockt werden. Aber das ist nur eine Idee der Werbegemeinschaft, um Eichstätt attraktiv zu machen. Darüber hinaus organisiert sie den Christkindmarkt und die weihnachtliche Straßendekoration, im Sommer das Altstadtfest und über das Jahr verteilt verkaufsoffene Sonntage.

„Wichtig ist, daß die Angebote stimmen und daß der Kunde sich beim Einkaufen wohlfühlt“, erklärt Werner Knörr, Vorsitzender des Eichstätter Einzelhandelsverbandes. Mit ihren Aktionen hofft die Werbegemeinschaft langfristig Erfolge zu erzielen. Motto: kulturelle Zusatzangebote statt Niedrigpreise.

**einsteins
wollte
wissen:
Was hal-
ten die
Bürger
vom
Angebot
des
Einzel-
handels
in der
Region?**



Rosmarie Vogel, 32, Hausfrau, Ingolstadt:

Gerade habe ich Kindersachen und Schulhefte eingekauft, alles in allem bin ich mit dem Einkaufsangebot in Ingolstadt zufrieden. Ab und zu fahre ich zwar nach München, aber da ist es mir einfach zu groß und zu unübersichtlich.



Gerhard Altmann, 59, Rentner, Neuburg:

In Neuburg findet man schon alles, was man braucht. Aber zum Bummeln gehe ich in die Ingolstädter Fußgängerzone. Hier gibt es sowas leider nicht. Die Geschäftsleute sind dagegen. Und viele wollen mit dem Auto vor dem Geschäft parken.



Petra Geyer, 41, Datentypistin, Eichstätt:

Einkaufen in Ingolstadt ist eine Katastrophe. Da muß man sich durch riesige Kaufhäuser wühlen. Ich lasse mich lieber in kleinen Läden in Eichstätt in aller Ruhe beraten. Vielleicht ist es hier etwas teurer, aber ich spare Zeit und Benzingeld.

Die Preise sind laut Werner Knörr in der ganzen Region in etwa gleich. Die bis dahin in Eichstätt niedrigeren Parkgebühren hat die Stadt im Sommer auf Ingolstädter Niveau angehoben: 50 Pfennig pro Viertelstunde Innenstadt. Das trifft die Kunden hart. Denn „je kleiner die Stadt ist, desto näher möchten die Leute hinfahren“, meint Werner Knörr. Aber immerhin gibt es in Eichstätt die Möglichkeit, sein Auto nur zehn Fußminuten von der Innenstadt entfernt auf dem Freiwasserparkplatz abzustellen.

Das wirklich große Problem des Eichstätter Einzelhandels ist die Nähe zu Ingolstadt. Denn wer dort arbeitet, und das tun viele, kauft auch dort ein. Allerdings nicht in der Fußgängerzone, sondern in den Großmärkten am Stadtrand. „Das ist wie David gegen Goliath“, sagt Herbert Deiser, Vorstandsmitglied des Ingolstädter Einzelhandels-



Brigitte Heckl, 37, Hausfrau, Neuburg:

Ich finde das Angebot hier ganz gut. Mir ist es schon oft passiert, daß ich in Neuburg gerade das Kleidungsstück gefunden habe, nach dem ich in Ingolstadt zuvor stundenlang gesucht hatte. Und ich lege Wert auf gute Beratung.

Gedränge und überfüllte Geschäfte sind in der Eichstätter Marktgasse selbst in der Vorweihnachtszeit selten.
Fotos: Dilg



verbandes. Und ein zusätzliches riesiges Einkaufszentrum am westlichen Stadtrand ist geplant. Wenn das fertiggestellt ist, steht einer Verkaufsfläche von 36 000 Quadratmetern in der Innenstadt eine Großmarktfläche von insgesamt 300 000 Quadratmetern an der Peripherie gegenüber.

Die Auswirkungen kann man schon heute beobachten. Zum Beispiel beim Spielzeug. Die kleinen Läden in der Stadt klagen über die Konkurrenz von Toys'R'us am Stadtrand. Hier gibt es keine Parkplatzprobleme, und billiger ist es meistens auch noch. Darauf achten die Kunden gerade jetzt. „Viele sparen, weil sie Angst um ihren Arbeitsplatz haben“, erklärt Herbert Deiser.

Um mithalten zu können, setzen die Geschäftsleute in der Innenstadt auf Kundenservice. Bei

Horten etwa schult eine eigene Ausbildungsleiterin immer wieder das Personal. „Bei uns ist nach wie vor der Kunde König“, betont Hebert Deiser. Geht der Trend weiter zu Großmärkten am Stadtrand, sieht er die Gefahr, daß die Innenstadt stirbt. „Ärzte und Rechtsanwälte machen kein Leben.“

Ingolstadts Großmärkte sind auch von Neuburg aus in 20 Minuten zu erreichen. Diese Konkurrenz, die Parkplatzknappheit im Ort und die Rezession stellen auch für den Neuburger Einzelhandel die Hauptprobleme dar. Auch hier wird auf Angebot und Service gesetzt. Besonders stolz ist Luitpold Bullinger, Vorsitzender der Neuburger Einzelhändler, auf das vielseitige Angebot. Er meint, in Neuburg könne man „außer karierten Maiglöckchen“ alles bekommen.

Ute Dilg/Anne Hoffmann



Vadim Ivanov, 26, technischer Zeichner, Ingolstadt:

Hier kann man nicht gut einkaufen. Die Auswahl ist klein, alles ist zu teuer. Früher war ich in ganz Deutschland auf Montage, überall war es billiger. Wenn es hier mal Sonderangebote gibt, ist es ja nur Schrott. Ich versuche, möglichst woanders einzukaufen.



Josef Schwindl, 40, Lehrer, Eichstätt:

Ich habe besondere Einkaufsgewohnheiten, ich kaufe nur im Bioladen ein. Der hat in Eichstätt eine gute Auswahl. Zwar ist es teurer als beim Biobauern, dafür ist das Angebot aber besser, und ich spare mir die Fahrt zum Hof. Alles in allem versuche ich, möglichst wenig Geld auszugeben, weil wir auf ein Eigenheim sparen.

Offenes Ohr für Verbrauchersorgen

Als Kunde hat man oft das Gefühl, von Verkäufern oder Geschäftsleuten nicht gut behandelt zu werden. Aber weil man nicht über seine Rechte Bescheid weiß, hält man den Mund. Hier will die Hauswirtschafts- und Verbraucherberatungsstelle der Bayerischen Hausfrauenvereinigung in Ingolstadt Abhilfe schaffen. Für fünf Mark kann man sich telefonisch oder persönlich beraten lassen. Telefon: 0841/309-114. *einsteins* sprach mit Beate Oesten von der Ingolstädter Verbraucherberatungsstelle.

einsteins: Mit welchen Beschwerden kommen die Kunden zu Ihnen?

Oesten: Am häufigsten geht es um Reklamationen bei Möbeln. Besonders bei Küchen werden die Lieferfristen nicht eingehalten, oder nur Teile der Küche kommen pünktlich.

einsteins: Was raten Sie den Kunden in einem solchen Fall?

Oesten: Man sollte die Firma schriftlich in Verzug setzen, das heißt einen festen Liefertermin vereinbaren.

einsteins: Was machen die Kunden dabei oft falsch?

Oesten: Sie beschweren sich oft nur telefonisch. Danach will sich in der Firma keiner mehr an das Telefongespräch erinnern. Außerdem geben sich viele zu lange mit Vertröstungen und Teillieferungen zufrieden. Es gibt Leute, die warten über ein Jahr auf ihre vollständige Küche. Bei allem Ärger ist es dennoch wichtig, auch in Briefen an die Firma ruhig und sachlich zu bleiben. Und man hat immer

noch die Möglichkeit, vom Vertrag zurückzutreten.

einsteins: Gibt es noch andere Beschwerden?

Oesten: Ja natürlich. Bei Lebensmitteln kommt es zum Beispiel häufig vor, daß Ware zu billig ausgezeichnet wird. An der Kasse heißt es dann, das wäre ein Irrtum, das Produkt sei teurer. Probleme gibt es auch bei Kaffeefahrten. Oft wird man da so überrumpelt, daß man etwas einkauft, was man eigentlich gar nicht braucht und auch nicht will. In diesen Fällen ist es dann möglich, vom Kauf zurückzutreten.

einsteins: Wie würden Sie generell das Angebot in der Region 10 bewerten?

Oesten: Das Angebot ist sehr vielseitig. Es gibt Großmärkte mit Sonderangeboten vor allem in Ingolstadt und außerdem kleinere Läden, in denen insbesondere die Beratung großgeschrieben wird.

einsteins: Wie wird ihr Beratungsangebot von den Kunden angenommen?

Oesten: Die Hemmschwelle, zu uns zu kommen, sinkt gerade auch dadurch, daß es im Haushalt inzwischen viel mehr technische Geräte gibt, mit denen man alleine nicht zurecht kommt. Aber es kommen noch lange nicht alle Leute zu uns, die Fragen haben oder Grund hätten, sich zu beschweren.

Ute Dilg/Anne Hoffmann

„Manchmal komme ich mir richtig nutzlos vor“

Arbeitslos: viel Zeit und wenig Geld

Früher hatte sie sich immer gewünscht, viel Zeit zu haben. Früher, als sie bis zu zwölf Stunden am Tag als „stellvertretende Geschäftsführerin“ in einem Ingolstädter Café gearbeitet hat. Seitdem das Café im Oktober 1993 schließen mußte, hat Ulrike P. Zeit – im Überfluß. Sie ist arbeitslos. „Manchmal komme ich mir richtig nutzlos vor“, sagt die 23jährige und zieht an ihrer Zigarette, Marke billig. „Ich kann ja nicht den ganzen Tag die Wohnung putzen. Dann liege ich halt auf der Couch und sehe fern.“

Fernsehen und Putzen

Diese Woche jedoch hat Ulrike P. wenig Zeit zum Putzen oder Fernsehen. Sie wurde vom Arbeitsamt verpflichtet, an einer „Maßnahme zur Arbeitsberatung“ teilzunehmen, das heißt, zusammen mit 17 anderen Arbeitslosen von acht bis halb vier im Seminar „Bewerbungstraining“ im Atelier des Eichstätter Stadttheaters zu sitzen. Wer unentschuldigt fehlt, bekommt zwei Wochen lang kein Arbeitslosengeld.

„Werden sie selber aktiv, geben sie eine Stellenanzeige auf“, versucht Seminarleiter Klaus Blümel zu motivieren. Ul-

Foto:
Sporrer



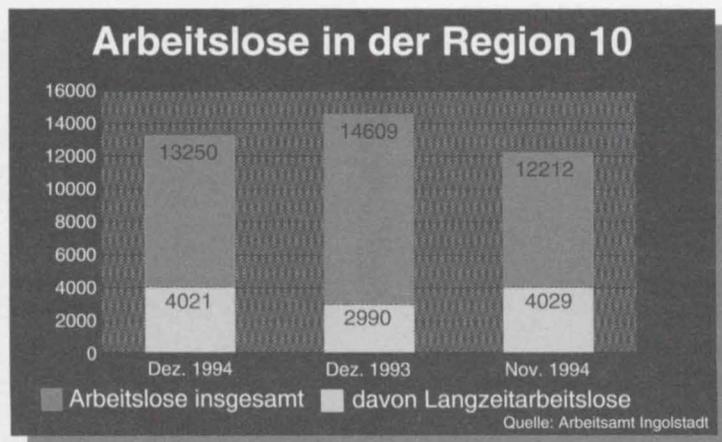
rike P. sitzt auf ihrem Platz ganz hinten in der Ecke, betrachtet ihre Fingernägel, starrt in die Luft. Sie ist bereits seit zwölf Monaten aktiv, bemüht sich um eine Umschulung, bislang ohne Erfolg. „In meinem alten Beruf kann ich nicht mehr arbeiten.“ Ihre Kniescheiben sind lädiert, zwei Wirbel kaputt, die Bandscheiben angegriffen. Als Ulrike P. ihre Ausbildung zur Hotelfachfrau begann, waren ihre Knochen noch nicht stabil ge-

nug, um die Belastungen ihres Berufs unbeschadet auszuhalten. Schaden hat auch ihr Selbstwertgefühl genommen. „Ich sag' niemandem außer meinen engsten Freunden, daß ich arbeitslos bin. Sonst heißt es: Wer arbeiten will, der kriegt auch Arbeit.“

Daß dies nicht so ist, zeigt ein Blick in die Statistik des Arbeitsamtes Ingolstadt. 13 250 Menschen waren dort im Dezember als arbeitslos gemeldet, aber es gab nur 1870 offene Stellen.

„Offene Stellen zum Selberaussuchen“ offeriert ein buntes Plakat im grauen Flur des Arbeitsamtes Eichstätt. „SIS - der Stellen-Information-Service, neu vom Arbeitsamt.“ SIS, das sind zwei Computer, in denen alle gemeldeten Stellenangebote, geordnet nach Berufen und Regionen, gespeichert sind.

Wolfgang S., 35, sitzt vor einem der Computer, auch er möchte sich gerne eine Stelle „selber aussuchen“. Aber sehr groß ist die Auswahl nicht für den gelernten Bierbrauer, der



auch als Fern- und Staplerfahrer gearbeitet hat. Zwei Adressen notiert er sich, den Drucker benutzt er nicht: „Vielleicht kontrollieren die, wer sich für welche Stelle interessiert,“ sagt er mißtrau-isch. Große Hoffnungen macht er sich nicht. „Oft stehen schon um sechs Uhr morgens 20 Bewerber vor der Tür, da hab' ich keine Chance.“

Wolfgang S. muß dann weiterhin, wie in den letzten drei Monaten, mit 260 Mark Arbeitslosengeld in der Woche auskommen.

Davor hat er als Fahrer bei einem Teppichgroßhandel 2500 Mark im Monat verdient. „Gott sei Dank habe ich da so viel gearbeitet, daß ich gar nicht dazu gekommen bin, Geld auszugeben.“ Es geht ihm aber nicht nur ums Geldverdienen: „Bei uns auf dem Land wird man schon komisch angeschaut, wenn man keine Arbeit hat.“

Des einen Leid, des anderen Freud. „Durch diese Kontrolle auf dem Dorf ist die Schwarzarbeit in unserer Region unbedeutend“, erklärt Manfred Pfaller, Leiter des Arbeitsamtes Eichstätt.

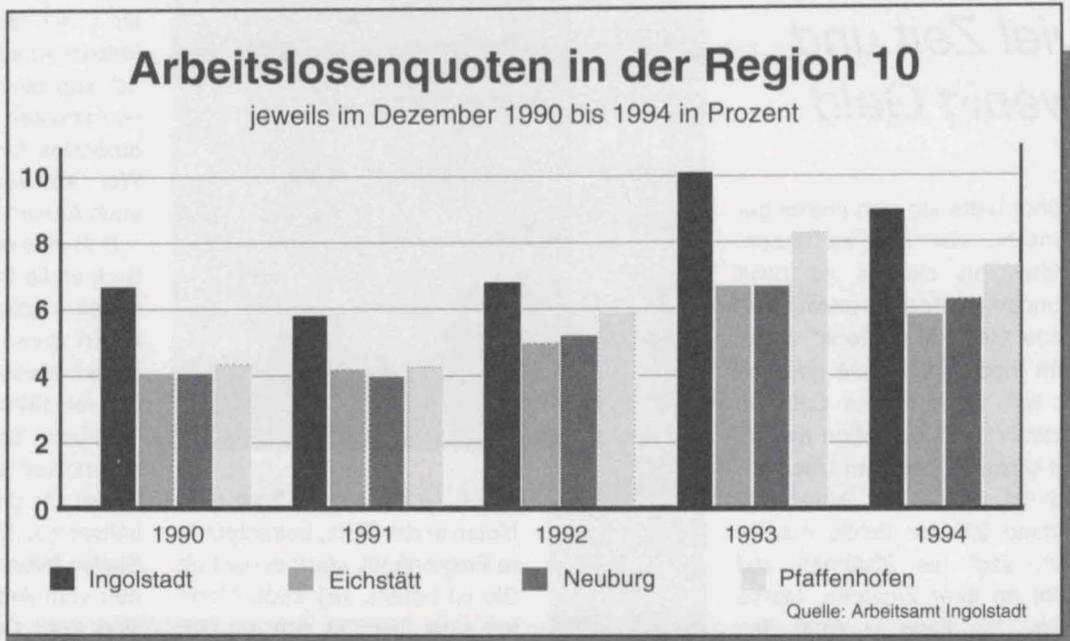
Ganz anders sieht das Ulrike P.: „Fast jeder arbeitet schwarz – wie soll man denn auch vom Arbeitslosengeld leben?“ Alleinstehende erhalten 63 Prozent des früheren Nettoverdienstes, Arbeitslose mit Kindern 68 Prozent. Arbeitslosengeld wird höchstens 312 Wochentage be-

zahlt. Danach gibt es Arbeitslosenhilfe, die 56 Prozent und mit Kindern 58 Prozent des Nettoverdienstes beträgt.

„Erst wenn man arbeitslos ist, merkt man, wie wichtig Geld ist“, erzählt Ulrike P., „Mein Leben hat sich total geändert. Ich gehe zum Beispiel nur noch selten

aus.“ Daß sie sich kaum noch mit Freunden trifft, hat noch einen anderen Grund: „Die reden doch nur über ihre Arbeit.“ Da kann und will sie nicht mitreden. „Aber im Grunde“, sagt sie trotzig, „sind sie doch alle nur neidisch auf meine Freizeit.“

Susanne Sporrer



Monostruktur – die Krankheit der Region

„Geht's der Autoindustrie schlecht, leidet die ganze Region darunter“, charakterisiert der Leiter des Arbeitsamtes Eichstätt, Manfred Pfaller, den Arbeitsmarkt in der Region 10. In Zahlen drückt sich die Monostruktur so aus: 20 Prozent der Beschäftigten arbeiten in der Autoindustrie, in Ingolstadt selbst sind es sogar 31 Prozent. Was in der Politik die Forderung nach einem „schlanken Staat“ ist, ist in der Industrie die „lean production“. Hauptarbeitgeber Audi entließ in den letzten drei Jahren rund 5000 Arbeiter. In erster Linie haben ältere Arbeitnehmer ihren Arbeitsplatz verloren, so daß die 55- bis 60jährigen ein Viertel aller Arbeitslosen ausmachen.

Die Arbeitslosenquote in der Region beträgt 7,8 Prozent. Das sind 0,9 Prozentpunkte weniger als vor einem Jahr. Wegen der Konzentration der metallverarbeitenden Industrie in Ingolstadt schwankt die Arbeitslosenquote in den einzelnen Bezirken der Region stark. Mit 9,0 Prozent liegt sie in Ingolstadt am höchsten, gefolgt von Pfaffenhofen (7,3 Prozent) und Neuburg (6,4 Prozent). Die wenigsten Arbeitslosen gibt es in Eichstätt. Dort beträgt die Quote 5,8 Prozent (Stand 1994). Die Schwachstelle des Eichstätter Arbeitsmarktes sind die Dienstleistungsberufe. Manfred Pfaller: „Der Dienstleistungsbereich ist in unserer Region unterrepräsentiert. In anderen Regionen steigt er, bei uns aber stagniert er.“

„Der Standort Eichstätt könnte nicht besser sein“

Zufrieden bilanzieren zwei von 104 neuen Unternehmern ihren Erfolg im ersten Jahr. Sicher ist: Sie bringen Leben und Farbe in die Provinz

Vorher in tristem Grau, jetzt in knalligem Blau, Rot und Gelb – einem Betonmischer moderne Ansichten zu verpassen, war der erste Auftrag für die beiden dreißigjährigen Werbetechniker. Es schien so, als hätten die Eichstätter nur darauf gewartet, daß Max Zeitlinger und Hans Schlagbauer ihr Werbetechnik-Büro in der Westenstraße eröffnen. „Inzwischen ist fast jedes Schild und jeder Werbeaufdruck in Eichstätt von uns“, grinst Hans.

Die ersten Anfragen kamen schon vor der offiziellen Eröffnung im Februar 1994, kaum daß die Jungunternehmer den Backofen aus der alten Bäckerei – ihrem neuen Büro – geräumt hatten. Mit Hilfe einiger Freunde verwandelten sie die „Ruine“ in Eigenarbeit in moderne Geschäftsräume. Kein Problem für die Allround-Handwerker: „Wir können und machen beide alles.“

Eine Absprache vermeidet Kompetenzangel: Hans ist

für den Siebdruck zuständig. Max bedient den Computer; mit seiner Hilfe entwirft er zum Beispiel Werbeschriftzüge, die aus Folie geschnitten und aufgeklebt oder nach Kundenwunsch aufgedruckt oder gespritzt werden.

Rund 50 000 Mark kosteten allein die Geräte – von der Reprokamera bis zum computergesteuerten Folienschneider – obwohl Max und Hans billige Ausstattungsstücke kauften.

Als Startkapital brachte jeder von ihnen 20 000 Mark mit.

Geburtsort. Daß er viele Einheimische schon kannte, sei von Vorteil gewesen, doch Max habe aus Dietfurt genauso viele Kunden „mitgebracht“. Viel entscheidender sei der große Bedarf in Eichstätt und Umgebung. Viele wollten nicht extra nach Ingolstadt oder weiter fahren. Deshalb setzen die beiden auf Qualität und Kundenservice.

Für Hans lag es nahe, seinen Heimatort als Firmensitz zu wählen. Dagegen stieß Familie Hauser aus Nürnberg mit Hilfe von Standortanalysen auf Eichstätt. Im März 1994 richteten Klaus und Angelika Hauser ein Fotogeschäft als Franchise-Partner der Firma Porst ein: Sie beziehen alle Waren von der Porst-Kette, leiten aber ihren Laden als selbständige Unternehmer.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, so daß sie

nur wenige Monate später ein weiteres Geschäft in Weißenburg übernehmen konnten.

Zwei Erfolgsbilanzen unter 104 Neugründungen in Eichstätt 1994. Und gleich, ob Werbetechnik oder Fotogeschäft, ob Goldschmiedehandwerk, Versandhandel oder Tanzschule – Eichstätt wird mit jedem neuen Unternehmen bunter und kann noch viel Farbe vertragen.

Wiebke Huhs/Simone Kienzle



Zufrieden mit ihrem Start in die Selbständigkeit: die Werbetechniker Max Zeitlinger und Hans Schlagbauer in ihrer Werkstatt.
Foto: Kienzle

Doch den Wunsch, sich selbstständig zu machen, erfüllten erst 160 000 Mark von der Bank; eine genaue Kostenaufstellung und die Bürgschaft der Eltern ermöglichten den günstigen Kredit mit zehn Jahren Laufzeit.

„Es sieht gut aus“, zieht Hans Schlagbauer nach dem ersten Geschäftsjahr Bilanz. „Der Standort Eichstätt könnte gar nicht besser sein“, lobt er seinen

Der Schlankmacher

Die Audi AG hat die Krise in der Automobilbranche überstanden – allerdings nicht unbeschadet: Über 6000 Mitarbeiter mußten gehen, bevor die Trendwende kam. Ein Gespräch mit Personalvorstand Andreas Schleef

einsteins: Herr Schleef, Sie sind nicht nur Personalvorstand bei Audi, sondern auch Stadtrat in Ingolstadt. Hat bei so vielen Entlassungen in der letzten Zeit nicht eine enorme Verantwortung auf Ihnen gelastet?

Schleef: Ich habe es jedenfalls so empfunden. Man entscheidet ja nicht nur über die Beschäftigten, sondern auch über deren Familien. Im Schnitt kann man pro Mitarbeiter noch einmal drei bis vier Familienangehörige dazurechnen, die von einer Entlassung betroffen sind. Für den Standort Ingolstadt sprechen wir also von 100 000 Menschen, deren Schicksal zumindest in Teilbereichen an diesem Unternehmen hängt. Gerade ein Personalmann, der sein Geschäft ernst nimmt, sieht diese Verantwortung und – wenn ich die letzten zweieinhalb Jahre nehme – leidet körperlich darunter.

einsteins: Wie viele Entlassungen wird es noch geben?

Schleef: Wir haben im April 1994 ein neues Arbeitszeitmodell eingeführt, mit dem es uns gelungen ist, den größten Teil des Abbaus zu vermeiden. Nach dem neuen Modell wird

zehn Prozent weniger gearbeitet, also 32,4 Stunden anstatt 36, und zehn Prozent weniger verdient. Dadurch bleibt der Personalstand von 32 000 erhalten. Auf diese Weise sparen wir rein rechnerisch genausoviel ein, als hätten wir noch einmal 3000 Mitarbeiter entlassen.

einsteins: Mercedes plant trotz positiver Bilanz bis Ende 1995 um 18 000 Stellen zu reduzieren. Und Sie sagen, Sie wollen den weiteren Personalabbau allein mit dem 90-Prozent-Modell umgehen?

Schleef: Nein, das Modell ist nur eine Überbrückung auf Zeit. Allerdings muß man die absoluten Zahlen, die Sie genannt haben, im Verhältnis zur Belegschaft sehen: Wenn Mercedes von 18 000 Entlassungen spricht, sprechen wir ungefähr von 1500. Prinzipiell ist es so, daß Audi einfach früher mit dem Personalabbau begonnen hat. Wir haben schon 1992 damit angefangen, den Personalstand auf die angestrebte Größenordnung zu verringern. 1993 haben wir dann sehr massiv abgebaut – in dieser Zeit wurden 15 Prozent der Belegschaft entlassen. Im Moment sieht es so aus, daß

es bei uns ein befristetes Beschäftigungsloch gibt. Das heißt, wir haben leider zur Zeit mehr Arbeiter als Arbeit. Das 90-Prozent-Modell soll den Überschuß ausgleichen. Was uns so sicher macht, daß wir bald wieder mehr Mitarbeiter brauchen, ist die Tatsache, daß wir in Ingolstadt ab 1996 eine neue Produktreihe hinzubekommen, den sogenannten „kleinen Audi“.

einsteins: Wie haben die Mitarbeiter auf das Arbeitszeitmodell reagiert?

Schleef: Das waren langwierige und schwierige Verhandlungen mit dem Betriebsrat – aber wir haben bei der Wahl zwischen zwei Übeln das mit Sicherheit kleinere gewählt. Für die betroffenen Mitarbeiter hat es zwar den unangenehmen Nebeneffekt, einige Zeit etwas weniger zu verdienen, aber auf jeden Fall bleiben so die Arbeitsplätze erhalten. Das ist für uns ganz klar der Charme dieses Modells.

Vorsprung durch Teilzeit? Im Ingolstädter Audiwerk soll ein neues Arbeitszeitmodell den weiteren Stellenabbau verhindern

einsteins: Welche Auswirkungen hat die Personalpolitik auf den Wirtschaftsstandort Ingolstadt?

Schleef: Eine Folge ist sicherlich die reduzierte Kaufkraft. Ich glaube jedoch nicht, daß allein die Entlassungen bei Audi schuld daran sind. Auf die Konjunktur hat sich letztlich das veränderte Kaufverhalten der Gesamtbevölkerung ausgewirkt.

einsteins: Was heißt das aber konkret?

Schleef: Insgesamt haben offensichtlich Gastronomie und Einzelhandel wesentlich redu-

zierte Umsätze. Interessanterweise haben Branchen wie Heimtextilien, Do-it-yourself und, für mich ganz verblüffend die Reisebranche, keine ernsthaften Einbrüche erlitten. Leider ist auch ein bißchen am Automobil gespart worden, aber das holen wir jetzt nach.

einsteins: Und wie?

Schleef: Als großes Projekt steht der „kleine Audi“ an, der voraussichtlich A3 heißen und 1996 herauskommen wird – eine Modellreihe, die wir bisher überhaupt nicht abdecken. Die ganz großen Produktauftritte hatten wir ja gerade erst, den A8 und die beiden Audi 100- beziehungsweise Audi 80-Nachfolger A6 und A4.

einsteins: Wie wird der A3 aussehen?

Schleef: Die Amerikaner sagen so schön „subcompact“: Der A3 wird ein kompakter A4, allerdings mit einer totalen Eigenständigkeit. Er wird also nicht von einer bestehenden Modellreihe abgeleitet. Wir versuchen natürlich im Optischen die Audilinie zu halten, aber der A3 ist eine Klasse für sich.

einsteins: Könnten Sie sich vorstellen, daß Audi ein noch kleineres Modell als den A3 herausbringt, also ein Concept-Car, wie es Mercedes mit dem Swatchmobil plant?

Schleef: Wir haben zum Glück Konzernschwwestern, die sich mit dieser Größenklasse befassen: VW und Seat zum Beispiel. Dadurch, daß wir den kleinen Audi A3 genannt haben, wird aber wohl klar, daß wir uns entsprechend der neuen Klassifizierung A8-A6-A4 nach unten bewußt Spielraum gelassen haben. In dieser Branche weiß ja niemand, wo die Reise hingeht.

einsteins: Was tut sich in Sachen „Vorsprung durch Technik“?

Schleef: Wir haben drei große Entwicklungsziele. Das wichtigste Ziel ist Verbrauchssenkung. Wir sind gerade dabei, bis zum Jahrtausend das berühmte Dreiliter-Auto herauszubringen. Ich

einsteins: Das ist ja gerade umstritten.

Schleef: Ja gut, Sie haben mich nach meiner Meinung gefragt. Ich halte diese Auseinandersetzung jedenfalls für eine typisch deutsche Diskussion: irrational, am Thema vorbei. Vielleicht haben wir es nicht immer deutlich genug gesagt, aber wir Automobilhersteller sind absolute Anhänger des Tempolimits. Dort, wo es sinnvoll ist: im innerstädtischen Bereich und in Ballungsgebieten. Aber sicher nicht auf unseren für Abermilliarden ausgebauten Hochgeschwindigkeitsautobahnen!

Außerdem muß ja wohl gesagt werden, daß das Tempolimit schon immer als Allheilmittel gehandelt wurde, sei es bei der Verkehrssicherheit, beim Bausternen oder beim Lärm. Ozon ist offensichtlich das neueste Problem, das man mit Tempolimits in den Griff kriegen will.

einsteins: Angenommen es käme zu einem bundesweiten Tempolimit. Würden Sie Ihren Einfluß geltend machen, um das zu verhindern? Sie waren ja von der Bayern-SPD als Wirtschaftsminister nominiert ...

Schleef: Man muß seine eigenen Einflußmöglichkeiten realistisch einschätzen. Mir ist es ja auch nicht gelungen, das Thema Tempolimit aus dem bayerischen Wahlkampf herauszuhalten. Ich kann nur sagen, ich persönlich bin für die differenzierte Tempogestaltung. Wenn die Rahmenbedingungen stimmen, also das Wetter gut ist und die Straße frei, warum soll man dann nicht eine wesentlich höhere Geschwindigkeit zulassen, für die sowohl unsere Straßen ausgelegt sind als auch unsere Fahrzeuge. Das ist der springende Punkt.

Anne Massenkeil



Ein klares Nein zum generellen Tempolimit von Vorstandsmitglied Andreas Schleef (51): „Das beruhigt doch nur die Nerven von gewissen Politikern!“
Foto: Audi

denke, Diesel kommt dabei als Antriebstechnik in Frage. Das zweite Ziel ist Gewichtsreduktion. Ein Weg ist da Aluminium – wie wir es gerade beim A8 durchgeführt haben. Die dritte Entwicklung steht im Bereich Antriebstechnik an. In der Großserie ist eine völlig neue Motoren- generation mit Mehrventiltechnik geplant, genaugenommen mit Fünf-Ventil-Technik. Auch das ist auch eine Novität.

einsteins: Was halten Sie von Tempolimits zum Beispiel bei Ozonalarm?

Schleef: Überhaupt nichts. Das beruhigt nur die Nerven von gewissen Politikern. Das Ozonproblem löst man durch Tempolimits ganz sicher nicht.

Glaube, Hoffnung, Liebe

Wie unsere Politiker wirtschaften wollen:
einsteins hörte sich bei den Parteien um

„Die Region hat keine Zukunft. In spätestens 40 Jahren ist hier tote Hesel!“ Albert Schmidt, grüner Ingolstädter Bundestagsabgeordneter, sieht schwarz. Eine von der Automobilindustrie geprägte Monostruktur, kein Verkehrsverbund: „Das ist für den Wirtschaftsraum fatal – er ist krisenanfällig. Das Auto ist ein Individualfahrzeug, das mit fossilen Brennstoffen betrieben wird. Es repräsentiert damit eine überholte Wirtschaftsweise.“

„Ökologische Steuerreform“ heißt die Zauberformel, mit der Grüne, SPD und ÖDP die Wirtschaftsstruktur umkrempeln wollen. Natürliche Rohstoffe und Energie sollen schrittweise verteuert werden. SPD und ÖDP planen, mit diesen Öko-Abgaben die Lohnnebenkosten zu senken und so die Steuerlast insgesamt nicht zu erhöhen.

Prophezeiung

Die Grünen möchten mit den zusätzlichen Einnahmen den ökologischen Umbau direkt unterstützen, zum Beispiel durch Investitionshilfen für umweltbewusste Betriebe. Franz Hitzelsberger von der Eichstätter ÖDP prophezeit: „Die Reform schafft in unserer Region vor allem im Handwerk, beim Maschinenbau und im Dienstleistungsbereich neue Arbeitsplätze.“

Die CSU hält sich zurück: „Wir wollen einen Bruch im Wirtschaftssystem verhindern“, meint der Landtagsabgeordnete

Xaver Bittl. „Die Umweltumrüstung in den Unternehmen darf nicht auf einen Schlag erfolgen, sondern im Rahmen von Ersatzinvestitionen.“

Öko-Auto

Eine „Senkung des durchschnittlichen Benzinverbrauches der neu zugelassenen Fahrzeuge bis 2005 um ein Drittel“, verspricht die Bonner Koalitionsvereinbarung. Die Entwicklung des Drei-Liter-PKWs kommt jedoch bei Audi, dem größten Brötchengeber der Region, nur schleppend voran. Reichen politische Absichtserklärungen aus, um Audi zu Investitionen in diesem Zukunftsmarkt zu drängen?

Die CSU vertraut auf den Marktmechanismus: „Wenn die Käufer ein solches Auto wollen, wird die Industrie es anbieten“, erklärt Bittl. Papier ist geduldig, sagt der Volksmund.

Der SPD ist das zu wenig. Ihr Ingolstädter Landtagsabgeordneter Franz Götz behauptet: „Die Marktnachfrage erschwert gerade innovative Entwicklungen. Der Verbraucher ist auf billige Produkte aus. Ein in der Anschaffung teures Öko-Auto rechnet sich aber erst langfri-



Erhofft sich Impulse von der ICE-Trasse über Ingolstadt: Siegfried Bauer, FDP.
Foto: FDP

Übermut tut selten gut: mit dem SPD-„Regierungsprogramm“ in die Warteschleife zur großen Koalition?

stig. Der Staat muß deshalb das Verbraucherverhalten beeinflussen.“

Ein höherer Benzinpreis, wie ihn die ökologische Steuerreform mit sich brächte, und steuerliche Vergünstigungen steigern die Nachfrage nach Öko-Autos, argumentiert Götz. Sein Credo: „Das Drei-Liter-Auto muß politisch gewollt sein!“

Neue Strategien

FDP-Kreisvorsitzender Siegfried Bauer setzt auf die „Förderung von Technologien zur Benzineinsparung“. In der Bonner Koalitionsvereinbarung ist im Kapitel „Nutzung des technischen Fortschritts“ aber nur die Rede davon, „neue Strategien (zu) entwickeln“. Der ÖDP-Mann Hitzelsberger warnt ohnehin vor Subventionen: „Sie fördern nur Sachen, die sich letztlich nicht rentieren!“

Bündnis 90/Die Grünen nehmen bereits die post-automobile Zeit ins Visier. „Audi kann seine Zukunft nur durch ein Umsteigen in den Bereich der ökologi-

DAS
REGIERUNGSPROGRAMM
DER SPD
REFORMEN
FÜR
DEUTSCHLAND

schen Produkte verlängern“, ist ihr Bundestagsabgeordneter Albert Schmidt überzeugt. „Die Herstellung von Blockheizkraftwerken ist sowohl für die Automobilindustrie als auch für Flugzeugbauer wie die DASA interessant.“ Die sieben regionalen Blockheizkraftwerke sind für ihn nur der Anfang.

Zukünftige „ökologisch sinnvolle“ Arbeitsplätze zeichnen sich Schmidt zufolge auf dem Solarenergie Markt ab: „Viele mittelständische Unternehmen könnten in dieser Region von Herstellung, Installation und Wartung leben. Das ist ein gigantischer Mittelstandsmarkt!“ Teilzeitarbeitsplätze könnten so in sozialen Dienstleistungsberufen wie der Altenpflege entstehen.

„Energienmix“

Die Regierungspartei sieht die Dinge mit bayerischer Gelassenheit. „Wir plädieren für einen Gleichklang von Ökonomie und Ökologie“, betont Xaver Bittl. Statt einer Neuorientierung der Energieversorgung favorisiert die CSU den „Energienmix“ aus Atomenergie, Mineralöl, Erdgas, Stein- und Braunkohle sowie erneuerbaren Energieträgern.

Auch die SPD möchte auf einen „dauerhaften Beitrag der heimischen Stein- und Braunkohle zur Energieversorgung“ nicht verzichten. Ein ganz und gar nicht umweltfreundliches Zugeständnis an die Wählerkli-

Ärgert sich über das Bonner Wirtschaftsministerium: Franz Götz, SPD. Foto: SPD



Beschreitet neue Wege, optisch wie auch inhaltlich: die konservativ-ökologische ÖDP.



entel im Ruhrgebiet, das die Partei in ihrem Beinahe-„Regierungsprogramm“ formulierte.

Neue Arbeitsplätze in der Region entstehen laut CSU, indem man Gewerbe ansiedelt. Die wichtigsten Maßnahmen dazu sind „neue Gewerbegebiete ausweisen, die Selbständigkeit im Mittelstand erleichtern, den Freizeitwert erhöhen und die Infrastruktur verbessern“, so Bittl.

Gerade mit der Infrastruktur ist auch Franz Hitzelsberger von der ÖDP unzufrieden: „Der öffentliche Personennahverkehr ist auf das Auto und den Individualverkehr ausgerichtet. Am Verkehrsverbund muß dringend weitergearbeitet werden.“ Auch die SPD fordert neue Akzente in der Verkehrspolitik. Franz Götz: „Die Gelder müssen vom Straßenbau in den öffentlichen Personennahverkehr umgeschichtet werden.“

Regionalbahn

Die Kostenfrage spielt für den Grünen Albert Schmidt nur eine untergeordnete Rolle: „Der Straßenverkehr wird vom Steuerzahler bis heute bezahlt, niemand verlangt, daß er sich rechnet!“ In Ingolstadt kann er sich eine Regionalbahn vorstellen, die beispielsweise auch in der Innenstadt hält. Sein Argument für die Wirtschaft: „Je besser das Schienenangebot, desto eher entwickeln sich Siedlungsstrukturen.“ Deswegen fordert er „Vollgas beim Ausbau des



Warnt vor übertriebenem Öko-Dirigismus: Xaver Bittl, CSU. Foto: CSU

öffentlichen Personennahverkehrs!“

Nahverkehrskonzept

Xaver Bittl glaubt hingegen: „Dies ist eine Daueraufgabe, die wir mit Augenmaß systematisch nach vorne entwickeln müssen. Wir werden nie ein öffentliches Netz wie in einem Verdichtungsraum erreichen.“ Ziel der CSU für die nächsten Jahre sei es, die Bahn als Leitverkehrsmittel zu etablieren.

Die geplante ICE-Trasse über Ingolstadt ist Anstoß für Überlegungen in der FDP. Siegfried Bauer erläutert: „Es muß gelingen, durch ein vernetztes Nahverkehrskonzept die gesamte Region so zu bedienen, daß der ICE-Halt in Ingolstadt auch genutzt werden kann. Der Zug darf an Ingolstadt nicht vorbeifahren.“

Verschwendung

Eine weitere Forderung des FDP-Kreisvorsitzenden: „Der Staat hat sich als Unternehmer aus der Wirtschaft zu verabschieden.“ Für die Region bedeutet das, kommunale Dienstleistungen wie Müllabfuhr und Winterdienst an private Firmen zu übertragen. „Der verschwen-

derische Umgang mit Flächen“ bei Bauvorhaben aller Art ist der ÖDP ein Dorn im Auge. Eine Flächenversiegelungsabgabe soll her: „Für jede bebaute Fläche muß im gleichen Maße andernorts wieder Fläche entsiegelt oder eine Abgabe entrichtet werden“, konkretisiert Hitzelsberger den ÖDP-Vorschlag.

Fortbildung

„Ökologische Unternehmensführung“ nennt sich schließlich ein Konzept der SPD, welches das Umweltbewußtsein der wirtschaftlichen Führungskräfte schärfen soll. Der Ingolstädter Landtagsabgeordnete Franz Götz wünscht sich von Industrie und Wissenschaft, daß sie verstärkt Fortbildungsseminare wie derzeit schon in München anbieten, denn: „Die Manager müssen in Sachen Umwelt nochmal auf die Schulbank!“ Vom Erfolg ist er überzeugt: „Bei Audi hat mit der Einführung des Brauchwasserkreislaufs das ökologische Denken bereits Einzug gehalten. Die Grenzen sind allerdings da, wo zu hohe Kosten entstehen.“

Konkursreif

Drastisch beschreibt Götz den finanziellen Spielraum der Region. Die Kommunen bekämen immer neue Aufgaben aufgebürdet, ohne dafür finanziell entschädigt zu werden: „Die Kommunen sind konkursreif, wenn Bund und Länder sich weiter auf deren Kosten entlasten.“

Hilfe „von oben“ erwartet er vorerst nicht: „Solange sich diese Republik jedes Jahr einen neuen Wirtschaftsminister leisten muß – einer inkompetenter als der andere –, solange wird es keine ökologisch vernünftige Politik geben!“ Harald Filipetz

Mit Hammer und Feile aus der Krise

*Wenn die
Industrie in
Schwierig-
keiten
steckt, wan-
dern in der
Regel Lehr-
linge und
Arbeiter ins
Handwerk
ab.*

*Eine Be-
standsauf-
nahme im
Landkreis
Eichstätt*

Kreativität, Individualität, Power, Zukunftsperspektiven – mit diesen Schlagworten wirbt das Handwerk für seine rund 130 verschiedenen Berufe. Mit Erfolg: Trotz

der allgemein schwachen Konjunktur konnte das Handwerk auch im vergangenen Jahr seinen sprichwörtlich goldenen Boden unter Beweis stellen. Mehr als fünf Millionen Beschäftigte erwirtschafteten bundesweit einen Umsatz von rund 600 Milli-

arden Mark. Auch im Landkreis Eichstätt blüht das Gewerbe. 1335 Handwerksbetriebe wurden 1994 hier gezählt, darunter 53 neugegründete. Mit 7400 Beschäftigten erreichte man die höchste Zahl in den letzten fünf Jahren.

Exemplarisch für diesen Aufschwung ist der Beruf des Murers. Seit 1991 hat sich in Eichstätt die Zahl der neu eingetragenen Lehrlinge in diesem Zweig verdreifacht. 49 Berufsanfänger entschieden sich für den Bau. Ein wichtiger Grund



dafür ist nach Ansicht von Walter Margraf, Obermeister der Eichstätter Bauinnung, der Image-Wandel dieses Berufes: „Durch massive Werbung und Öffentlichkeitsarbeit haben wir in den letzten Jahren das Bild des Bauarbeiters sehr verbessert.“ Was für die meisten Lehrlinge jedoch noch reizvoller sein dürfte, ist die hohe Auszubildungsvergütung im Bau. Normalerweise liegen im Handwerk die Löhne im dritten Lehrjahr zwischen 700 und 1000 Mark. Ein Maurerlehrling dagegen verdient fast 2000 Mark. Vielen Schulabgän-

gern kommt es zudem entgegen, daß im vergangenen Jahr das Berufsgrundschuljahr im Bau abgeschafft wurde. Doch für die Betriebe hat sich dieser Schritt als „Schuß in den Ofen“ erwiesen, wie Margraf erklärt. Nun seien die Lehrlinge häufig auf Blockschulung unterwegs und stünden den Betrieben viel seltener zur Verfügung. Für die nahe Zukunft befürchtet der Innungsoberrmeister, „daß die gute Konjunktur etwas nachläßt“. Der Industriebau und der öffentliche Bau seien schon län-

ger auf dem Rückmarsch, doch nun bestehe die Gefahr, daß durch den Wegfall steuerlicher Begünstigungen auch der private Wohnungsbau in Eichstätt zurückgehen wird.

Schwarzarbeit

Ein Sorgenkind im Handwerk ist das Friseurgewerbe. 1994 wurden in Eichstätt nur fünf Lehrlinge neu eingestellt, gerade mal halb so viele wie im Jahr zuvor. „Wenn die Auftragslage nicht stimmt, können wir auch nicht ausbilden“, beschreibt Innungsoberrmeister Richard Schlund die derzeitige Situation. Und der Grund für die schlechte Auftragslage liegt auf der Hand: „Die Lebenskosten sind gestiegen, und wo zuerst gespart wird, ist beim Friseur“. Doch das ist nicht die einzige Sorge, die den Salonbesitzer Schlund plagt. Das große Übel, das im Friseurhandwerk um sich greift, heißt Schwarzarbeit. Viele arbeitslose Figaros und Hausfrauen ziehen mit Kamm und Schere durch die Dörfer und peppen die Haarpracht ihrer Nachbarn auf. Schätzungsweise vier Millionen Mark Schaden entstehen den 45 Betrieben im Landkreis dadurch jährlich.

„Das ist doch schizophoren, die rationalisieren ja ihren eigenen Arbeitsplatz weg“, klagt Manfred Höreth, Geschäftsführer der Kreishandwerkerschaft Eich-

stätt. Ihm ist dieses Problem schon vom Bau bestens bekannt. Um den Betrieben das Geschäft nicht zu ruinieren, sollen die Kontrollen in Zukunft verschärft werden. Während Höreth die Situation des Handwerks im allgemeinen positiv sieht, gibt es doch „einen riesen Hammer“, der ihn wütend macht: Seit vergangenem Jahr muß die Ausbildung zum Handwerksmeister aus eigener Tasche gezahlt werden. Eine fast unzumutbare Last: Die Ausbildung verschlingt laut Manfred Höreth alles in allem im Schnitt zwischen 10 000 und 15 000 Mark.

Viele Arbeitsplätze

Doch wer eine Lehre beginnt, denkt noch nicht unbedingt an die Weiterbildung. Zunächst ist es wichtig, eine Lehrstelle und später einen Arbeitsplatz zu bekommen. Und hier stehen die Zeichen durchweg positiv. Im Bezirk der Handwerkskammer für München und Oberbayern ist die Nachfrage nach Arbeitskräften groß. Die Handwerksbetriebe könnten ihren Beschäftigungsstand sogar noch um sieben Prozent ausweiten.

Christine Fleckenstein

Trotz moderner Technik braucht der Handwerker viel Feingefühl.
Fotos: Archiv Schmidt



Mit Messer und Gabel was erleben

Ist das Eichstätter Restaurant „Zum Topfgucker“ wirklich eine neue Form der Gastronomie oder ein Etikettenschwindel?

„Ein Lokal, in dem ich die Knochen hinter mich schmeißen kann und Bauchtanz zu sehen kriege, ist für mich eine Erlebnisgaststätte“, definiert der 35jährige Wolfgang. Sein etwas jüngerer Begleiter Udo kann ihm da nur beipflichten: „Ein Steak in die Pfanne zu hauen und es dreimal umzudrehen, das ist nicht gerade die große Attraktion. Okay, wenn Paul Bocuse hinter der Theke stehen würde, wäre das was anderes.“

Im Restaurant „Zum Topfgucker“, Eichstätts erster und einziger „Erlebnisgaststätte“, schwingt aber nicht der französische Küchenmeister den Kochlöffel, sondern Werner Schaller. Er arbeitet seit 20 Jahren in der Gastronomie und wollte mit seiner Neueröffnung in der Altmühlstadt gleich mehrere Marktlücken schließen. „Meine Gäste können mir beim Kochen zuschauen und sich einmischen. Jedes Gericht wird nach ihren Wünschen zusammengestellt, das

heißt, sie können individuell Fleischmenge und -sorte, Beilagen, Salate und Gewürze auswählen. Einmalig in Eichstätt ist außerdem, daß es bei mir bis 24 Uhr warme Gerichte gibt.“ Schallers Konzept wird ganz gut angenommen – auch ohne Werbung. „Solange bei mir genauso viel los ist wie in den anderen Wirtschaften, bin ich zufrieden.“

Besonders die Damen lassen sich gerne vom „Erlebnis-Wirt“ bekochen. Seitdem der „Topfgucker“ im Juni 1994 eröffnet hat, findet sich dort mindestens einmal die Woche ein Damensammtisch ein. Vertreten sind alle Altersklassen – vom Teenie bis zur

Oma. Werner Schaller hat dafür eine Erklärung: „In herkömmlichen Lokalen wollen die Männer am Stammtisch unter sich sein.“

Die neun Frauen um die 40, die gerade am Salatbuffet ihre Schälchen füllen, haben damit auch ihre leidvollen Erfahrungen gemacht. Ihre Männer treffen sich regelmäßig zum Fußballspielen und gehen danach noch ein Bierchen trinken. Irgendwann wurde es den „Strohwitwen“ zu dumm. Sie beschlossen, auch öfter etwas zusammen zu unternehmen.

Ein Grund, weshalb sie in den „Topfgucker“ kommen, ist die Salatbar. „So was gibt's sonst nirgends in Eichstätt. Schön ist, daß da jeder nehmen kann, was ihm schmeckt“, freut sich eine Brünette mit Pagenkopf. Und ihre Freundin lobt: „Der Salat mit den Putenfilet-Streifen ist besonders lecker.“ Die Fleischgerichte und die Möglichkeit, dem Wirt beim Bruzzeln zuzuschauen, interessieren die Damenclique weniger. „Des kann i scho lang, was der da macht“, schmunzelt eine der resoluten Hausfrauen.

Den „heißen Tisch“ wollen sie aber auf jeden Fall einmal ausprobieren. Auf einer Tischplatte, die in der Mitte bis auf 240 Grad erhitzt wird, können die Gäste

An der Theke kann jeder seine ganz speziellen Menü-Wünsche an Werner Schaller richten.



ihr Stück Fleisch selbst braten – allerdings nur im Sommer im lauschigen Innenhof des Lokals.

Dieser idyllische Biergarten mit den Fliederbäumen ist für Udo und Wolfgang einer der wenigen Pluspunkte des „Topfgucker“. Ansonsten hat ihr erster Besuch vor einigen Monaten sie eher abgeschreckt. Das Ambiente finden sie leicht unterkühlt. „Alles grau in grau, zu steril, einfach zu wenig Atmosphäre.“ Auch mit der jovialen Art Schallers kommen die beiden nicht zurecht. „Ich empfinde die persönliche Betreuung des Wirts als Überservice, aber den Damen scheint's zu gefallen“, faßt Udo seine Eindrücke zusammen.

Für Werner Schaller gehört der Kontakt zu seinen Gästen zur „Geschäftsphilosophie“. Immer und überall präsent zu sein, ist für ihn selbstverständlich. „Früher stand der Wirt hinter der Theke und verzog keine Miene. Ich bin ein Mensch, der auf die Leut' zugeht und das Gespräch sucht.“

Bei seinen weiblichen Gästen scheint er mit dieser intensiven Kundenbetreuung richtig zu liegen. „95 Prozent meiner Gäste

Eine Attraktion im „Topfgucker“ ist die reichhaltige Salatbar.

sind Damen“, erzählt Werner Schaller. Ein Blick auf das „Topfgucker“-Publikum bestätigt diese Aussage. An zwei kleineren Tischen sind vier Mädchen in ein Gespräch vertieft. Die Fußballerfrauen tauschen Fotos von ihrem letzten Ausflug aus. In einer Nische, die durch drei Stufen abgesetzt ist, sitzen vier junge Frauen, Mitte Zwanzig. Bei Cola und Pfeffernüssen schäkern sie mit dem Wirt.

Wolfgang und Udo fallen bei diesem Frauenüberschuß auf. Unwohl fühlen sie sich nicht. Im Gegenteil: „Die Anwesenheit der Damen war eigentlich das interessanteste Erlebnis.“

Inge Lamparter/Elke Schirmer



Geheimtipps für Erlebnishungrige

Nicht weit von Eichstätt, zwischen Ingolstadt und Weißenburg an der B13, liegt der „Ferdinandshof“, der von einem holländischen Ehepaar bewirtschaftet wird.

Anzug und Krawatte sollte „mann“ allerdings zuhause lassen, wenn er sich für einen zünftigen Abend im „Ferdinandshof“ entscheidet. Jeder Gast erhält nämlich statt einem Teller einen „heißen Stein“, auf dem er Fleisch und Fisch selber zubereiten kann. „Das spritzt ganz schön, macht aber immer wieder Spaß“, verspricht ein Stammgast.

In einem Darmstädter Lokal können die Gäste ihren Erlebnishunger in einem Horrorszenerario stillen. Im Restaurant „Helweaan“ hängen Totenköpfe an den Wänden, und die Kellner sehen aus wie Dracula höchstpersönlich. Auf der Karte findet man vielversprechende Drinks,

Das Gespräch mit den Gästen gehört zu Schallers Konzept. Fotos: Schirmer



deren Namen allein schon für Gänsehaut sorgen: Zum Beispiel „Erhängter Polanski“ oder „Sharon Tates Badewasser“. Als Höhepunkt entsteigt dann noch Andree Stark, der Chef selbst, als Vampir verkleidet einem Sarg.

Nicht ganz so spektakulär und schaurig geht es im „Gülden Schaf“ in Heidelberg zu. Der Inhaber Karl Harald Kischka, ein Doktor der Philosophie, bietet in seinem Lokal neben kulturellen Veranstaltungen auch sogenannte „vergnülich-gelehrsame Abendgesellschaften“ an. So können seine Gäste bei einem guten Essen auch noch etwas lernen. Der Heidelberger Wirt mit dem Dokortitel versucht, aufgrund seiner Erfahrungen

„Erlebnisgastronomie“ zu definieren. Für ihn ist sie nichts anderes als die Umsetzung gesellschaftlicher Formen wie Kinder-, Volks- oder Familienfeste in die gastgewerbliche Praxis. Kreativität steht dabei an erster Stelle.

Im Idealfall, das heißt, wenn der Gastronom auch ein guter Unterhalter ist und die Kombination von gastronomischem Angebot und Rahmenunterhaltung stimmt, ergibt sich für Kischka ein „kleines Gesamtkunstwerk für Auge, Ohr und Gaumen“.

Letztlich muß aber wohl jeder für sich selbst entscheiden, was für ihn das eigentliche „Eß-Erlebnis“ ausmacht – Unterhaltung, Information oder einfach nur Genuß.

Inge Lamparter/ Elke Schirmer

Gastronomische Zahlen

Die letzte Vollerhebung für das Gaststättengewerbe in der Region fand vor zehn Jahren statt. Aktuelle Zahlen sind erst im Laufe des Jahres 1995 zu erwarten. Unter dem Begriff „Gaststättengewerbe“ sind zusammengefaßt: Speisewirtschaften, Imbißstuben, Kneipen, Bars und Tanzlokale, Cafés, Eisdielen und Trinkhallen (was immer das auch sein mag).

In Eichstätt erwirtschafteten 35 Gaststätten mit 137 Beschäftigten etwa 6,6 Millionen Mark. Für die 289 Betriebe mit fast 900 Angestellten im Landkreis Eichstätt wurde ein Umsatz von 37,9 Millionen Mark errechnet.

Die 60 Neuburger Lokale, die 214 Personen beschäftigten, haben 12,2 Millionen Mark eingenommen. Auf 9,8 Millionen Mark summierte sich der Umsatz in Pfaffenhofen – bei 241 Mitarbeitern in 49 Betrieben. An der Spitze steht Ingolstadt mit 55,5 Millionen Mark, die in 240 Gastronomiebetrieben mit insgesamt 871 Beschäftigten gezählt wurden.

In Eichstätt gab es 1994 insgesamt 67 Gastronomiebetriebe, davon

11 Cafés	12 Kneipen
2 Imbißstuben	33 Restaurants
2 Biergärten	2 Discos
2 Sportgaststätten	3 nicht zuzuordnen

Impressum

Herausgeber:

Walter Hömberg,
Lehrstuhl für Journalistik I,
Katholische Universität Eichstätt

Redaktions- und Seminarleitung:

Wolfgang Pütz

Autoren:

Elisabeth Arndt, Matthias Biebl,
Annekatri Blasczyk, Ute Dilg,
André Duck, Harald Filipetz,
Christine Fleckenstein, Christiane
Hilsmann, Anne Hoffmann,
Wiebke Huhs, Simone Kienzle,
Inge Lamparter, Anne
Massenkeil, Claudia Neudecker,
Elke Schirmer, Stephan Schmidt,
Susanne Sporrer, Andreas
Teichmann, Kerstin Wolters

Layout:

Matthias Biebl, Stephan Schmidt

Schlußredaktion:

Matthias Biebl, Ute Dilg,
Wolfgang Pütz, Stephan Schmidt

Titelbild:

Matthias Biebl, Stephan Schmidt

Auflage: 800

Druck:

Brönner & Daentler, Eichstätt

Satz:

QuarkXPress® auf Apple
Macintosh®

Redaktionsanschrift:

einsteins, Studiengang
Journalistik, Ostenstraße 26,
85072 Eichstätt, Telefon (08421)
20- 564, Telefax (08421) 4361

Für die Übernahme der
Druckkosten danken wir den
Insertenten.

Kopien bis DIN A 0
Farbkopien bis DIN A 3

KOPIERARBEITEN

- Schnellkopien
- Farbkopien
- Plankopien
- Plakatkopien

Haben Sie regelmäßig Kopierarbeiten zu machen?

Wir bieten die Möglichkeit einer Monatsrechnung, so können Sie unsere Staffelpreise nutzen.

G+S COPY

DER Copy-Shop für alle Fälle

SPIRALBINDEN MIT KUNSTOFFSPIRALE

THERMOBINDEN IN KLARSICHTMAPPEN MIT KARTONRÜCKEN

Mit unserem Großflächenkopierer können wir bis 92 cm Breite und 9,99 m Länge kopieren. Der Vorteil der Kopie gegenüber der Lichtpause ist die dauerhafte Beständigkeit, da auf Normalpapier kopiert wird und somit kein Nachdunkeln durch Lichteinwirkung auftritt.

Ostenstraße 11 · 85072 Eichstätt · Fax und Telefon (0 84 21) 90 24 84

Journalismus, Kommunikation, Publizistik, Medien



Medien in Deutschland

Heinz Pürer / Johannes Raabe
Medien in Deutschland
Band 1: Presse
1. Auflage 1994
576 Seiten, br.
ISBN 3-88295-202-4
DM 48,- / öS 375 / sFr 48,-

Reportagen & Kritik

Walter Hömberg /
Heidie Guilino (Hg.)
Ein Tag im Leben
Reportagen junger
Journalisten
1. Auflage 1993
120 Seiten, br.
ISBN 3-88295-200-8
DM 20,- / öS 156 / sFr 20,-

Reihe Praktischer Journalismus

Claudia Mast (Hg.)
ABC des Journalismus
Ein Leitfaden für die
Redaktionsarbeit
7., völlig neue Ausgabe 1994
560 Seiten, br.
ISBN 3-88295-218-0
DM 39,80 / öS 311 / sFr 39,80

Peter Zschunke
Agenturjournalismus
Nachrichtenschreiben im
Sekundentakt
1. Auflage 1994
272 Seiten, br.
ISBN 3-88295-212-1
DM 39,80 / öS 311 / sFr 39,80

Karl Roithmeier
Der Polizeireporter
Ein Leitfaden für die journali-
stische Berichterstattung
1. Auflage 1994
224 Seiten, br.
ISBN 3-88295-175-3
DM 38,- / öS 297 / sFr 38,-

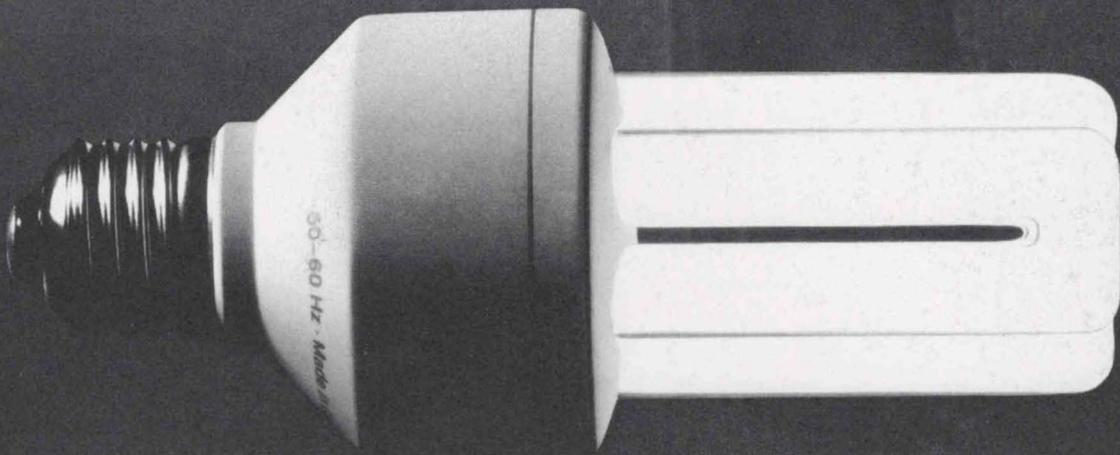
Stefan Wachtel
**Sprechen und Moderieren
in Hörfunk und Fernsehen**
1. Auflage 1994
184 Seiten, br.
ISBN 3-88295-214-8
DM 32,- / öS 250 / sFr 32,-

Druck-Sache

Herberg Riehl-Heyse
Am Rande des Kraters
Reportagen und Essays aus
drei bewegten Jahren
1. Auflage 1993
160 Seiten, engl. Broschur
ISBN 3-88295-204-0
DM 28,- / öS 219 / sFr 28,-

Jürgen Leinemann
Gespaltene Gefühle
Politische Porträts aus dem
doppelten Deutschland
erscheint in Kürze
ca. 250 Seiten, engl. Broschur
ISBN 3-88295-227-X
ca. DM 28,- / öS 219 / sFr 28,-

WAS 260,- MARK SPART, DARF AUCH RUND 35,- MARK* KOSTEN.

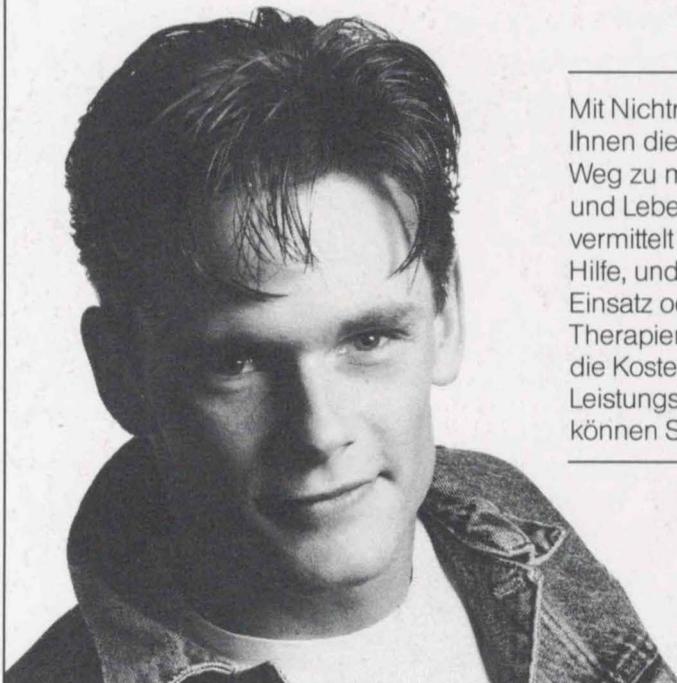


unverbindliche Preisempfehlung



Was wir Ihnen heute über unsere Elektronische Stromsparlampe mitteilen möchten, dürfen Sie ruhig für bare Münze nehmen: Besser können Sie 35,- Mark kaum anlegen. Denn mit der OSRAM DULUX® EL bekommen Sie ein Vielfaches des Kaufpreises wieder zurück. Weil sie 80 % weniger Strom braucht und 10mal so lange hält wie eine Glühlampe. Das bringt bis zu 260,- Mark ein. Anstatt zu zögern, sollten Sie am besten gleich zugreifen. Denn: Zeit ist Geld. **HELL WIE DER LICHTER TAG** **OSRAM**

„Leistung und Service – zwei überzeugende Argumente.“



Mit Nichtraucherkursen hilft Ihnen die AOK auf Ihrem Weg zu mehr Gesundheit und Lebensfreude. Sie vermittelt Beratung und Hilfe, und für ärztlichen Einsatz oder spezielle Therapien übernimmt sie die Kosten. Auf das Leistungsangebot der AOK können Sie sich verlassen.

AOK
Die Gesundheitskasse.